

ISSN 0259-7446

€ 4,40

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

**Thema:
Europäische
Erinnerungskultur(en)?**

**Jalta versus Stalingrad,
GULag versus Holocaust**

**Warum kann Österreich (noch)
nicht Europa erinnern?**

**Geschichte verstehen – eine
kommunikationstheoretische
Intervention**

1/2006

Jahrgang 21



Foto: WTV

Wien – rund um die Uhr: Lifestyle pur ...

Eine Stadt mit vielen Facetten. Überzeugender Lebensart. Und Offenheit für viele Lebensformen. Langeweile? In Wien unbekannt. Bunte Vielfalt lockt. Flair, Charme und die sprichwörtliche Gemütlichkeit dominieren. Tauchen Sie ein ...

Mehr Info: www.wien.at

StaDt  Wien
Wien ist anders.

medien & zeit

Inhalt

Jalta versus Stalingrad, GULag versus Holocaust Konfligierende Erinnerungskulturen im größeren Europa	4
Stefan Troebst	
Warum kann Österreich (noch) nicht Europa erinnern?	18
Oliver Rathkolb	
Geschichte verstehen Eine kommunikationstheoretische Intervention	26
Thomas A. Bauer	
Rezensionen	40

Impressum

Medieninhaber.

Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien, Postfach 442
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Vorstand des AHK:

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann),
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.),
Mag. Gaby Falböck (Obmann-Stellvertreterin),
Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer),
Mag. Fritz Randl (Geschäftsführer-Stv.),
Christian Schwarzenegger (Schriftführer),
Dr. Erich Vogl (Schriftführer-Stv.),
Mag. Marion Linger (Kassier),
Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier-Stv.)

Redaktion:

Christian Schwarzenegger, Bernd Semrad

Lektorat und Layout:

Christian Schwarzenegger, Bernd Semrad

Redaktion Buchbesprechungen:

Gaby Falböck (gabriele.falboeck@univie.ac.at)

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Dr. Markus Behmer (München),
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): € 4,80
Doppelheft (exkl. Versand): € 9,60

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 17,60
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 24,00

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 12,80
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 19,20

Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at

Bestellung an:

Medien & Zeit, A-1180 Wien, Postfach 442
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz:

Grundlegende Richtung:

Medien & Zeit ist eine wissenschaftliche Fachzeitschrift für
historische Kommunikationsforschung. Sie will Forum für eine
kritische und interdisziplinär ausgerichtete Auseinandersetzung über
Methoden und Probleme der Kommunikationsgeschichte sein.

Medieninhaber.

Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien, Postfach 442

Vorstand des AHK:

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann),
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.),
Mag. Gaby Falböck (Obmann-Stellvertreterin),
Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer),
Mag. Fritz Randl (Geschäftsführer-Stv.),
Christian Schwarzenegger (Schriftführer),
Dr. Erich Vogl (Schriftführer-Stv.),
Mag. Marion Linger (Kassier),
Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier-Stv.)

Editorial

Das „Gedankenjahr“ 2005 ist zu Ende, das Jahr 2006 begann mit der Übernahme der EU-Präsidentschaft durch Österreich. Während das Erinnerungsortchester im Vorjahr vornehmlich mit national konnotierten Stücken die Öffentlichkeit bespielte, stehen nunmehr wieder vermehrt europäische Themenvariationen auf dem Spielplan.

medien&zeit nimmt diese Momente zum Anlass, um sie in *einen* Zusammenhang zu bringen – und dabei einerseits selbst der Mystik der runden Zahl zu huldigen, gleichzeitig aber Ausformungen und Auslassungen, Aus- und Missbildungen, Ereignisse und Versäumnisse von Erinnerungskultur(en) zum kommunikationshistorischen Thema zu machen.

In diesem Heft werden Beiträge versammelt, die – ausgehend von Phänomenen der Gedächtniskultur im Allgemeinen und Rezeptionserfahrungen des „Gedankenjahres“ 2005 im Besonderen – künftige Fragen für Wissenschaft und Gesellschaft entwickeln. Die Auswahl verdeutlicht die Verschränkung von kommunikationshistorischen bzw. kommunikationswissenschaftlichen, kultur- und sozialhistorischen sowie gesellschaftspolitischen Fragestellungen und Perspektiven, die das Thema Erinnerungskultur auszeichnen.

Vor dem Hintergrund des weiter gefassten Begriffes von Europa bzw. der erweiterten Europäischen Union, unter dem Eindruck der je unterschiedlichen (nationalen) Sichtweisen auf Erinnerungsanlässe und -orte, sollen unterschiedliche Fragenkomplexe abgesteckt werden – mit dem Ziel, Perspektiven und Probleme einer (künftigen) gemeinsamen europäischen Erinnerungskultur zu entwickeln.

Stefan Troebst untersucht nationale Erinnerungskulturen in Ost- und Ostmitteleuropa, betrachtet Mythen und Gedächtnisorte der postkommunistischen Staaten und bringt seine Komparatistik auf die Formel: Jalta vs. Stalingrad, GULag vs. Holocaust. Diese Verdichtung lässt sich unschwer als Widerstreit der Erinnerungen und in Konflikt zueinander stehender national funktionaler Gedächtnisorte entschlüsseln. Mit der Implikation, die „Gemeinsamkeit“ von Geschichte unwegbar zu denken.

Oliver Rathkolb klinkt sich in die latente, jüngst wieder aufgeflamnte Diskussion um das „Haus der österreichischen Geschichte“ ein, um diese insofern zu negieren, als Häuser der nationalen

Geschichte in einem „gemeinsamen“ Europa obsolet seien. Vielmehr sollte eine europäisierte Perspektive in Geschichtsbetrachtung und Gedächtnispolitik Platz greifen und die Binnenerinnerung mittelfristig substituieren. Die spezifisch österreichische Verfügung über Geschichte bestünde im Gegensatz dazu gerade in der selbstgerechten Überhöhung – Europa als Kontrast, nicht als Komplementärgröße betrachtet.

Thomas A. Bauer schließlich sieht demgegenüber gerade in der Diversität von Erinnerung das Grundcharakteristikum Europas – Einheit in der Vielfalt, Vielfalt in der Einheit. Bauer reklamiert die Kompetenz in Fragen der – notwendigerweise über Kommunikationen tradierten Geschichte(n) – für die Kommunikationswissenschaft, im Besonderen für eine historisch-verstehende Kommunikationswissenschaft. Die „kommunikationstheoretische Intervention“ sieht Geschichte als Kulturmodell gesellschaftlicher Selbstreflexion, zugleich als Wissensmodell zur kommunikativen Verfasstheit von Gesellschaften – die Prognosefähigkeit solcher Erkenntnisse implizit mitgedacht.

Das Jahr 2006 gereicht aber auch dem Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung und somit *medien&zeit* zur Erinnerung: 1986 wurde diese publizistische Plattform kommunikationshistorischer Forschung aus der Taufe gehoben und bei der damaligen Wiener DGPK-Tagung „Wege zur Kommunikationsgeschichte“ erstmals präsentiert. Die Komplettierung der zweiten Dekade wurde in einer Veranstaltung zelebriert, die die Vergangenheit von *medien&zeit*, die Gegenwart von Kommunikationsgeschichte und die Zukunft von Erinnerung gleichsam thematisierte.

Die Beiträge in dieser Ausgabe sind als Fundamente für eine im Rahmen der Festveranstaltung im Großen Festsaal der Universität Wien geführte Podiumsdiskussion zu sehen. Sie bilden jedoch keineswegs den Abschluss, vielmehr den Auftakt zu weiterer kritischer Rezeption von Geschichtsdiskursen. Die Orchester der Erinnerungskultur werden ihre Stücke weiterspielen – *medien&zeit* wird sich diesen nachgerade zeitlosen Darbietungen auch weiterhin annehmen.

Luzide Lektüre wünscht *medien&zeit*!

CHRISTIAN SCHWARZENEGGER
BERND SEMRAD

Jalta versus Stalingrad, GULag versus Holocaust

Konfligierende Erinnerungskulturen im größeren Europa*

Stefan Troebst

1. Doppelt geteilte Erinnerung

In seinem Buch *The Limits and Divisions of European History* aus dem Jahr 1950 identifizierte der exilpolnische Historiker Oskar Halecki vier europäische Geschichtsregionen: Westeuropa, Westmitteleuropa (bzw. Deutschland und Österreich), Ostmitteleuropa und Osteuropa¹. Die Haleckische mesoregionale Gliederung europäischer Geschichte deckt sich frappierend genau mit den Europa durchziehenden erinnerungskulturellen Trennlinien, wie sie seit dem Epochenjahr 1989, vor allem aber im Umfeld des 60. Jahrestags des Endes des Zweiten Weltkrieges 2005 zutage getreten sind: Im „atlantischen“ Westeuropa wird der Erinnerungsort 8. Mai 1945 als Sieg der Demokratie über die nationalsozialistische Diktatur erinnert; im halb postfaschistischen, halb postkommunistischen Deutschland halten sich die Erinnerung an die Befreiung von einem genozidalen Terrorregime einerseits sowie an Bombenkrieg, Flucht und Vertreibung im Zuge von Niederlage und „Zusammenbruch“ andererseits die Waage; in Ostmitteleuropa steht der Wechsel von dem einen, nationalsozialistischen Okkupationsregime zum anderen, dem sowjetischen, sowie der 1945 in Jalta verfügte Zuschlag der Region zum Sicherheitsglacis der UdSSR im Vordergrund; und in der Russländischen Föderation bildet der eigene Sieg über Hitler, dessen militärische Grundlage 1943 in Stalingrad gelegt wurde, den erinnerungskulturellen Gründungskonsens des größten Nachfolgestaates der UdSSR.

Die weitgehende Unvereinbarkeit dieser divergierenden Erinnerungsimperative wurde in letzter Zeit vor allem dann deutlich, wenn die „osteuropäische“ Erinnerungskultur nicht mit der „westeuropäischen“ deckungsgleich war. Dies trifft etwa auf die vergleichende Bewertung von Nationalsozialismus und Kommunismus im allgemeinen sowie von Holocaust und GULag im

besonderen zu. Noch konflikthafter tritt diese Erinnerungsdivergenz indes dort hervor, wo Schweigekonsense, Demokratiedefizite und neo-imperiale Reflexe transnationale Diskussion ersticken, also in Teilen des östlichen Europa selbst. Wie die Feierlichkeiten zum 9. Mai 2005 in Moskau gezeigt haben, stehen sich hier das post-sowjetische Russland auf der einen Seite und etliche mittlerweile zur EU-gehörigen ehemaligen Satelliten bzw. Republiken der UdSSR, zuvörderst Polen, Litauen, Lettland und Estland, auf der anderen unversöhnlich gegenüber – bei deutlicher Parteinahme der USA für die ostmitteleuropäische Sicht auf die Geschichte sowie bei vorsichtiger Unterstützung Deutschlands für die russländische Interpretation. Aus Moskauer Sicht ist der 1941 (nicht etwa 1939) beginnende „Große Vaterländische Krieg“ mit „Stalingrad“ und dem „Sturm auf den Reichstag“ als zentralen Erinnerungsorten Gründungsmythos der Russländischen Föderation, steht der 9. Mai für den „Sieg über den Faschismus“ und für die „Befreiung Europas“. Aus ostmitteleuropäischer, hier vor allem polnischer Perspektive indes fällt die Zurückdrängung der deutschen Besatzungsmacht durch die Rote Armee im Sommer 1944 mit dem Imstichlassen der Warschauer Aufständischen, der Errichtung einer kommunistischen Diktatur unter sowjetischem Kuratel sowie schließlich mit dem „Verrat“ der anglo-amerikanischen Verbündeten Polens im Februar 1945 in Jalta zusammen. „Gespaltene Geschichte“ bzw. „geteilte Erinnerung“ waren daher die Schlüsselbegriffe der Berichterstattung über die europaweiten Feierlichkeiten zum Kriegsende vor 60 Jahren. Die Spaltung ist dabei eine doppelte: Die Erinnerung an Holocaust und GULag teilt Europa in „West“ und „Ost“ – mit der Trennlinie zwischen Westmitteleuropa, also Deutschland, und Ostmitteleuropa. Und die Erinnerung an Jalta und Stalingrad zieht einen tiefen Graben zwischen dem postso-wjetischen Russland und dem vormals sowjetischen Hegemonialbereich.

* Nachdruck aus *Berliner Journal für Soziologie* 15 (2005), H. 3, S. 381-400.

¹ Halecki, Oskar: *The Limits and Divisions of European History*. London/New York, NY: Sheed & Ward 1950.

2. Forschungsstand und Forschungsfragen

Die folgende Bestandsaufnahme der aktuellen Erinnerungslandschaften der Staaten Ostmitteleuropas, Südosteuropas und des GUS-Bereichs samt Vorschlägen zu ihrer Kategorisierung und Periodisierung auf dem Hintergrund des erinnerungskulturellen Erbes der Sowjetära sowie im Kontext einer gegenläufigen „EU-Erinnerung“ basiert auf einer stark ungleichmässigen Quellengrundlage. Diese ist dort solide, wo es um Visuelles – Denkmale, Museen, Kunst, Memorabilien u. a.² – sowie Rituellen wie Gedenktage, Totenkult oder Erinnerungsorte geht.³ Sie ist schwach indes bezüglich des sozialen, des kommunikativen bzw. transgenerationellen wie des familiären Gedächtnisses.⁴ Überdies ist der Forschungsstand bezüglich der einzelnen Staaten und Gesellschaften sehr unterschiedlich, wie zu sehen sein wird.

Vorausgeschickt sei, dass zum sowjetkulturellen Erbe der Osthälfte Europas auch und vor allem der innerkommunistische geschichtspolitische Bruch des Jahres 1956, also die Entstalinisierung bei weitreichender Entlegitimierung sowjetischer Herrschaft in Ungarn und Polen gehört. Allerdings ist die naheliegende Frage, welche der beiden Zäsuren – „1956“ oder „1989“ – bezüglich der Erinnerungskultur die einschneidendere und nachhaltigere ist, bislang nicht beantwortet, ja kaum gestellt worden. Wenn mit Walter Benjamin

„Geschichte schreiben heißt, Jahreszahlen ihre Physiognomie geben“⁵, dann ist die Alternative „1956“ oder „1989“⁶ eine, ja die Schlüsselfrage ostmitteleuropäischer Zeitgeschichte⁶. Gerade für „1989“ ist im hier zu untersuchenden Kontext Niklas Luhmanns *caveat* gültig, dem zufolge „die Zäsur, und mit ihr die Neuheitsqualität, so gut wie immer übertrieben ist“⁷. Insofern reicht die postkommunistische Erinnerungskultur fallweise tief in die Sowjetepoche zurück.

3. Was ist Erinnerungskultur?

Der zu Beginn der 1990er Jahre im Zuge der deutschen Neuentdeckung von Maurice Halbwachs geprägte Neologismus „Erinnerungskultur“ wird im folgenden als „lockerer Sammelbegriff für die Gesamtheit des nicht spezifisch wissenschaftlichen Gebrauchs der Geschichte für die Öffentlichkeit“⁸ sowie „als Alternative zur Verwendung der vergleichsweise pathetisch konnotierten Formulierung ‚Vergangenheitsbewältigung‘“⁹ gebraucht⁹. Dabei wird dieser bereits als „Leitbegriff der hiesigen Kulturgeschichtsschreibung“ nobilitierte und damit lexikonreife Terminus¹⁰ deutlich vom Begriff „Geschichtskultur“ mit seinen politischen, kognitiven und ästhetischen Konnotationen unterschieden.¹¹ Denn während die *Geschichtskultur* im östlichen wie im westlichen Europa zumindest zu Teilen von den Forschungsergebnissen der *Geschichtswissenschaft* geprägt wird, ist die *Erinnerungskultur* dagegen

² ICOMOS – International Council on Monuments and Sites (Hrsg.): *Bildersturm in Osteuropa. Die Denkmäler der kommunistischen Ära im Umbruch*. München: ICOMOS 1995. Akademie der Künste Berlin (Hrsg.): *Denkmale und kulturelles Gedächtnis nach dem Ende der Ost-West-Konfrontation*. Berlin: Jovis 1999.

³ Brix, Emil/Hannes Stekl (Hrsg.): *Der Kampf um das Gedächtnis. Öffentliche Gedenktage in Mitteleuropa*. Wien: Böhlau 1997. Le Rider, Jacques/Moritz Csáky/Monika Sommer (Hrsg.): *Transnationale Gedächtnisorte in Zentraleuropa*. Wien: Böhlau 2002.

Jaworski, Rudolf/Jan Kusber/Ludwig Steindorff (Hrsg.): *Gedächtnisorte in Osteuropa. Vergangenheiten auf dem Prüfstand*. Frankfurt/M.: Peter Lang 2003.

Benz, Wolfgang (Hrsg.): *Wann ziehen wir endlich den Schlussstrich? Von der Notwendigkeit öffentlicher Erinnerung in Deutschland, Polen und Tschechien*. Berlin: Metropolis 2004.

⁴ Reinprecht, Christoph: *Kollektives Gedächtnis und Anfarbeitung der Vergangenheit. Zur Dynamik kollektiven Erinnerns in Ost-Mitteleuropa*. In: Reinprecht, Christoph/Hilde Weiss (Hrsg.): *Demokratischer Patriotismus oder ethnischer Nationalismus in Ostmitteleuropa?* Wien: Böhlau 1998, S. 131–148.

⁵ Benjamin, Walter: *Das Passagen-Werk*. Hrsg. v. Rolf Tiedemann. Frankfurt/M.: Suhrkamp, Bd. 1 1983, S. 595.

⁶ Sztompka, Piotr: *Looking Back: The Year 1989 as a Cultural*

and Civilizational Break. In: *Communist and Post-Communist Studies* 29 (1996), H. 2, S. 115–129.

⁷ Luhmann, Niklas: *Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie*. In: Gumbrecht, Hans-Ulrich/Ursula Link-Heer (Hrsg.): *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachtheorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1985, S. 11–33; hier S. 25.

⁸ Hockerts, Hans Günther: *Zugänge zur Zeitgeschichte: Primärfabrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft*. In: Jarausch, Konrad H./Martin Sabrow (Hrsg.): *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt*. Frankfurt/M./New York, NY: Campus 2002, S. 39–73; hier S. 42.

⁹ Cornelißen, Christoph/Lutz Klinkhammer/Wolfgang Schwentker: *Nationale Erinnerungskulturen seit 1945 im Vergleich*. In: Cornelißen, Christoph/Lutz Klinkhammer/Wolfgang Schwentker (Hrsg.): *Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945*. Frankfurt/M.: S. Fischer 2003, S. 9–27; hier S. 12.

¹⁰ Cornelißen, Christoph: *Was heißt Erinnerungskultur? Begriff – Methoden – Perspektiven*. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 54 (2003), S. 548–563; hier S. 550.

¹¹ Rüsen, Jörn: *Was ist Geschichtskultur? Überlegungen zu einer neuen Art, über Geschichte nachzudenken*. In: Fußmann, Klaus/Heinrich Theodor Grütter/Jörn Rüsen (Hrsg.): *Historische Faszination. Geschichtskultur heute*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 1994, S. 3–26.

weitgehend resistent. Sie ist in ihrem öffentlichen Teil zumal in Ostmitteleuropa, Südosteuropa und im GUS-Bereich bis heute das Produkt primär staatlicher Symbolvorgaben und steht damit in der Kontinuität einer Geschichtspolitik, die bis 1989/91 von den kommunistischen Parteien formuliert wurde.¹² „Erinnerungskultur und Geschichtspolitik“, so Éva Kovács und Gerhard Seewann *pars pro toto* zum ungarischen Fall, „sind [...] zwei Seiten derselben Medaille“¹³.

Dass in einer Reihe von postkommunistischen Kontexten in der Tat weitgehende Deckungsgleichheit der beiden Bereiche vorherrscht, wird auch beim Anlegen der fünf „Praxisebenen“ deutlich, die Wolfgang Kaschuba in einem Plädoyer für eine „ethnologische Betrachtungsweise von ‚Geschichtspolitik‘“ in Europa aufführt, dienen diese doch zugleich als Transmissionsriemen von Erinnerungskultur:

„[E]rstens der öffentliche Diskurs um (eigene) Geschichte in den Medien;
zweitens ein räumliches und territoriales Konzept der Repräsentation und Symbolisierung, ermittelt über Gedächtnisorte und Denkmäler;
drittens der symbolische Kampf um Zeichen und Deutungen der ‚Gedenkästbetik‘;
viertens der Kanon ritueller und ästhetischer Praxen der Erinnerungsarbeit;
und fünftens jenes regelrechte Set von Überlieferungsformen und -figuren wie Erzählungen, autobiographischen Erinnerungsserien, Gedenkfotos, lokalen und nationalen Geschichtsbüchern.“¹⁴

Im östlichen Europa sind die öffentliche, geschichtspolitisch determinierte Hälfte der Erinnerungskultur wie auch die andere, das staatlicher Kontrolle weitgehend entzogene individuelle wie familiäre Gedächtnis, nach 1989 zum einen in unmittelbare Interaktion getreten, zum anderen wurde ihre Dichotomie durch die Diversifizierung der parteimonopolistischen Segments auf-

gesprengt. Von einem regelrechten „Sturz in die Erinnerungspluralität, der weder strukturell noch kulturell vorbereitet oder begleitet worden ist“, spricht daher Andreas Langenohl mit Blick auf die postsowjetischen Russländische Föderation,¹⁵ und Christoph Cornelißen konstatiert bezüglich Ostmitteleuropas einen „Ruf nach einer ‚ideologischen‘ Dekolonisation ‚verordneter Erinnerungen‘“.¹⁶ Entsprechend sind neue erinnerungskulturelle Dimensionen entstanden, die nicht ausschließlich „staatlich“ oder „privat“ bestimmt sind, sondern zivilgesellschaftlich geprägt, parteipolitisch gefärbt oder ethnokulturell determiniert sein können. Vor allem aber sind religiös konnotierte Dimensionen wieder in den Vordergrund gerückt, wie zugleich der Rückgriff auf die präkommunistische Vergangenheit – und damit in das Arsenal der Imperial- und Nationalgeschichten, vermittelt nicht selten durch Exil- und Diasporagemeinschaften – seit 1989 eine zentrale Rolle spielt.

Die nachstehende, zwangsläufig elementare Übersicht ist methodisch an Kaschubas und Niedermüllers ethnologischer Betrachtungsweise orientiert, wobei neben den Leuchttürmen staatlicher Geschichtspolitik und zivilgesellschaftlicher Erinnerungskultur auch das individuelle, persönliche, private und familiäre Gedächtnis, wo immer möglich, berücksichtigt wird. Denn die Erinnerungskultur einer Gesellschaft entsteht mit Konrad Jarausch „aus der Interaktion von individuellen Erzählungen und kollektiven Stilisierungen [...] durch Einbettung in längerfristige Überlieferungen“¹⁷. Dass indes nationalgesellschaftliche Erinnerungskulturen dieser Art „in der Regel das Resultat einer konfliktreichen Auseinandersetzung zwischen unterschiedlichen Parteirichtungen [sind], die versuchen, jeweils ihre Version der Vergangenheit durchzusetzen, um dadurch die Lehren der Zukunft für die Allgemeinheit zu bestimmen“,¹⁸ trifft zwar durchgängig für die von Jarausch untersuchten Beispiele deutscher Staats-

¹² Binder, Beate/Wolfgang Kaschuba/Peter Niedermüller: „Geschichtspolitik“: Zur Aktualität nationaler Identitätsdiskurse in europäischen Gesellschaften. In: Kaelble, Hartmut/Jürgen Schriewer (Hrsg.): *Gesellschaften im Vergleich. Forschungen aus Sozial- und Geschichtswissenschaft*. Frankfurt/M.: Campus 1998, S. 465-508.

¹³ Kovács, Éva/Gerhard Seewann: *Ungarn: Der Kampf um das Gedächtnis*. In: Flacke, Monika (Hrsg.): *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Berlin: Deutsches Historisches Museum 2004, Bd. 2, S. 817-837; hier S. 817.

¹⁴ Kaschuba, Wolfgang: *Geschichtspolitik und Identitätspolitik. Nationale und ethnische Diskurse im Kulturvergleich*. In: Binder, Beate/Wolfgang Kaschuba/Peter Niedermüller (Hrsg.): *Die Inszenierung des Nationalen. Geschichte, Kultur und die*

Politik der Identitäten am Ende des 20. Jahrhunderts.

Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2001, S. 19-42; hier S. 24.

¹⁵ Langenohl, Andreas: *Erinnerung und Modernisierung. Die Rekonstruktion politischer Kollektivität am Beispiel des Neuen Russland*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000, S. 314.

¹⁶ Cornelißen, *Was heißt Erinnerungskultur?*, S. 549.

¹⁷ Jarausch, Konrad: *Zeitgeschichte und Erinnerung. Deutungskonkurrenz oder Interdependenz?* In: Jarausch, Konrad H./Martin Sabrow (Hrsg.): *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt*. Frankfurt/M./New York, NY: Campus 2002, S. 9-37; hier S. 14.

¹⁸ Ebda.

bildungen zu, ist aber in Ostmittel-, Südost- und Osteuropa, wie zu zeigen sein wird, nicht flächendeckend der Fall. „Konflikterinnerung“, „Erinnerungskonflikte“ und „Gedächtniskämpfe“, wie sie auch Péter Niedermüller für das „heutige Osteuropa“ insgesamt als typisch annimmt,¹⁹ sind bei näherer Betrachtung nur in einzelnen Gesellschaften vorherrschend. In anderen hat sich entweder eine neue, postdiktatorische Erinnerungskultur bereits konsensual durchgesetzt oder aber die alte ist weiterhin dominant.

4. Deutsche „DIN-Norm“ und europäische Praxis

Aufstieg und Überwindung moderner Diktaturen, darunter auch und gerade kommunistischer, werden als Signum des 20. Jahrhunderts schlechthin gewertet. Und als zentrale Lehre aus der Geschichte von Bundesrepublik und wiedervereinigtem Deutschland für die erfolgreiche Bewältigung diktatorischer Vergangenheiten gilt – neben tätiger Reue und transitional justice – aktive Erinnerungsarbeit samt historischer Aufarbeitung sämtlicher Aspekte eines Gewaltregimes. Mitunter wird dieser Lektion vorbildhafter „Geschichtsbesessenheit“²⁰ Exportfähigkeit zuerkannt. Daher nimmt es nicht wunder, wenn Timothy Garton Ash dem bundesdeutschen Modell der Vergangenheitsbewältigung attestiert, es habe „eine neue Norm der Vollständigkeit gesetzt“ und er daher augenzwinkernd von „DIN-Standards“²¹ bzw. „Deutschen Industrienormen“ im Bereich der Geschichtsschreibung“ spricht.²²

Diesem als prototypisch gesetzten deutschen Bewältigungsmodus stehen andernorts in Europa

andere, in der Regel weniger rigide Formen des Umgangs mit dem Diktaturerbe entgegen. Diese Formen, die retrospektive Relativierung, gar „Geschichtsvergessenheit“ einschließen, mögen sich, gemessen an der deutschen Elle, als weniger gründlich ausnehmen, sind deswegen aber nicht notwendigerweise weniger erfolgreich. Was in Deutschlands als „Schlussstrichmentalität“ verpönt ist, wird in anderen Gesellschaften häufig als „Verheilenlassen alter Wunden“ und „Blick nach vorn“, „Geschichtsbesessenheit“ hingegen als Störpotential gewertet²³ – nicht selten mit triftigem Grund. Als etwa der erste nicht-kommunistische polnische Ministerpräsident Tadeusz Mazowiecki in seiner Antrittsrede vor dem Sejm am 24. August 1989 proklamierte, „unter die Vergangenheit ziehen wir einen dicken Strich“²⁴, standen sowjetische Truppen nicht nur an den Nordost-, Ost-, Süd- und Westgrenzen des Landes, sondern auch im Land selbst – von den weiterhin intakten Sicherheitsapparaten des polnischen Ancien Régimes einmal ganz abgese-

hen. Eine vergangenheitspolitische Abrechnung mit dem retirierenden Kommunismus zu diesem Zeitpunkt wäre politischer Hazard gewesen. Entsprechend

begann die innerpolnische Debatte über „Volkspolen“ erst nach der Transformation der Sowjetunion in die Russländische Föderation.²⁵ Ein vergleichbares westeuropäisches Beispiel ist Spanien, wo die 1975 ins zweite Glied getretene Diktaturlite in Gestalt des Militärs 1981 versuchte, das Rad zurückzudrehen. Folglich hat hier der postdiktatorische Schweigekonsens eine Generation lang gehalten, bevor ihn im Jahr 2000 die „Gesellschaft zur Wiederherstellung des historischen Gedächtnisses“ des Journalisten Emilio

Aufstieg und Überwindung moderner Diktaturen werden als Signum des 20. Jahrhunderts schlechthin gewertet.

¹⁹ Niedermüller, Péter: *Der Mythos der Gemeinschaft: Geschichte, Gedächtnis und Politik im heutigen Osteuropa*. In: Corbea-Hoisie, Andrei/Rudolf Jaworski/Monika Sommer (Hrsg.): *Umbruch in Osteuropa: Die nationale Wende und das kollektive Gedächtnis*. Innsbruck u. a.: StudienVerlag 2004, S. 11-26; hier S. 17.

²⁰ Assmann, Aleida/Ute Frevert: *Geschichtsvergessenheit, Geschichtsbesessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*. Stuttgart: DVA 1999.

²¹ Garton Ash, Timothy: *Zeit der Freiheit. Aus den Zentren des neuen Europa*. München/Wien: Hanser 1999, S. 309.

²² Garton Ash, Timothy: *Mesommesie*. In: *Transit. Europäische Revue*, 2001/2002, H. 22, Winter, S. 32-48; hier S. 33.

²³ Esbenschade, Richard S.: *Remembering to Forget: Memory, History, National Identity in Postwar East-Central Europe*. In:

Representations, 1995, H. 49, S. 72-96; hier S. 86.

²⁴ Grabowski, Sabine: *Vergangenheitsbewältigung in Polen. Dossier und Analyse*. In: König, Helmut/Michael Kohlstruck/Andreas Wöll (Hrsg.): *Vergangenheitsbewältigung am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1998, S. 261-290; hier S. 261f. und 279. Mazowiecki, Tadeusz: *Das Unmögliche möglich machen. Der Umbruch 1989 und seine Konsequenzen*. In: *Deutschland-Archiv* 37 (2004), S. 1048-1055.

²⁵ Spiewak, Pawel (Hrsg.): *Anti-Totalitarismus. Eine polnische Debatte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, S. 373ff. Ruchniewicz, Krzysztof: *Zeitgeschichte in Polen nach 1989. Forschungsschwerpunkte, „weiße Flecken“ und historische Kontroversen*. In: *Jahrbuch für Europäische Geschichte* 4 (2003), S. 39-70.

Silva mittels Öffnung von Massengräbern angekündigt und eine breite öffentliche Diskussion initiiert hat.²⁶

Auch das Buch des US-polnischen Soziologen Jan Gross über den Pogrom in der polnischen Kleinstadt Jedwabne 1941, veröffentlicht ebenfalls im Jahr 2000²⁷ – aber nur eine *halbe* Generation nach der Wende – hat eine solche Wirkung gehabt. Die heftigen und kontroversen Debatten in Polen über dieses den polnischen Opfermythos dekonstruierende, ja demontierende Verbrechen von Polen an Juden sowie die beiden umfassenden Dokumentationsbände des neuen staatlichen Instituts des Nationalen Gedenkens²⁸ belegen, dass „Geschichtsvergessenheit“ und „Geschichtsbesessenheit“ einander nicht ausschließen, sondern gleichsam zwei Seiten ein und derselben Medaille sind. Die genannten polnisch-spanischen Parallelen legen die Frage nahe, ob West- und Osteuropa geschichtspolitisch und erinnerungskulturell gesehen ähnlich, gar gleich sind.²⁹

5. Vier Kategorien³⁰

Das prägende Element ost- wie zentraleuropäischer Erinnerungskulturen sind – neben religiösen sowie imperialen, nationalen, ethnokulturellen und regionalen Traditionen – natürlich die Jahrzehnte kommunistischer Diktatur. Dies unterscheidet die Osthälfte von anderen Teilen Europas – einerseits. Andererseits aber verbindet die aktuelle, ja akute Diktaturerfahrung den Osten Europas mit dessen Süden – mit Spanien, Portugal und Griechenland – und mit der Mitte, also mit Ostdeutschland sowie zeitversetzt mit Österreich, Italien und dem übrigen Deutschland.³¹ Hinzu kommt die Gemeinsamkeit von Besatzungs- und Kollaborationserfahrungen im

20. Jahrhundert, die selbst westeuropäische Gesellschaften wie Norwegen, Dänemark, Niederlande, Belgien, Luxemburg und Frankreich mit dem östlichen Europas verbindet. Die Erinnerung an diktatorische Herrschaft ist also bei allen Unterschieden von Form, Inhalt und Dauer ein paneuropäisches Phänomen. Entsprechend basiert Tony Judts Unterscheidung zwischen einem Westeuropa, das von einer „Kürze der Erinnerung“ gekennzeichnet sei, und einem Osteuropa, wo es „zu viel Erinnerung, zu viele Vergangenheiten, auf die man zurückgreifen kann – zumeist als Waffe gegen die Vergangenheit eines anderen“ gäbe,³² auf einem Stereotyp, nicht auf Judts Analyse politischer Mythen im Nachkriegseuropa.

Aber auch „innerosteuropäisch“, also intraregional betrachtet, ist die gemeinsame Erfahrung kommunistischer Gewaltherrschaft nicht, wie es bei einem oberflächlichen Blick erscheinen mag, ein unifizierender Faktor, sondern eben einer, der die Region in ganz unterschiedliche Kategorien differenziert. „Die Geschichte eint“, so Pierre Nora ebenso apodiktisch wie treffend, aber „das Gedächtnis trennt“. ³³ Nur in Kenntnis der innerregionalen Trennlinien sind die Erinnerungskulturen des östlichen Europa zu verstehen, auch wenn der Versuch diese Linien nachzuzeichnen des – mit Ausnahme Polens – defizitären sowie stark ungleichmässigen Forschungsstandes wegen holzschnittartig ausfallen muss. Insgesamt lassen sich aber vier Kategorien deutlich unterscheiden:

- Einer **Kategorie I** können diejenigen Gesellschaften zugeordnet werden, in denen ein Grundkonsens über die kategorische Ablehnung eines als oktroyiert und „fremd“ – auch und gerade ethnisch fremd – gekennzeichneten kommunistischen Regimes besteht: Est-

²⁶ Silva, Emilio/Santiago Macías: *Las fosas de Franco. Los republicanos que el dictador dejó en las cunetas*. Madrid: Temas de Hoy 2003.

²⁷ Gross, Jan T.: *Sąsiedzi. Historia zagłady żydowskiego miasteczka*. Sejny: Fundacja Pogranicze 2000.

²⁸ Machciewicz, Paweł/Krzysztof Persak (Hrsg.): *Wokół Jedwabnego*. 2 Bde., Warszawa: BEP IPN 2002.

²⁹ Troebst, Stefan (Hrsg.): *Diktaturbewältigung, Erinnerungspolitik und Geschichtskultur in Polen und Spanien*. München: Oldenbourg (= Themenschwerpunkt von *Jahrbuch für Europäische Geschichte* 4 [2003], S. 1-187). Ruchniewicz, Krzysztof/Stefan Troebst (Hrsg.): *Diktaturbewältigung und nationale Selbstvergewisserung. Geschichtskulturen in Polen und Spanien im Vergleich*. Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego 2004.

³⁰ Der nachstehende Kategorisierungsversuch basiert auf Troebst, Stefan: „Was für ein Teppich?“ *Postkommunistische Erinnerungskulturen in Ost(mittel)europa*. In: Knigge,

Volkhard/Ulrich Mähler (Hrsg.): *Der Kommunismus im Museum. Formen der Auseinandersetzung in Deutschland und Ostmitteleuropa*. Köln/Weimar/Wien 2005, S. 31-54.

³¹ Kraft, Claudia: „Europäische Peripherie“ – „Europäische Identität“. Über den Umgang mit der Vergangenheit im zusammenwachsenden Europa am Beispiel Polens und Spaniens. In: *Jahrbuch für Europäische Geschichte* 4 (2003), S. 11-38. Troebst, Stefan: „Diktaturerinnerungsvergleich“. In: Ruchniewicz, Krzysztof/Stefan Troebst (Hrsg.): *Diktaturbewältigung und nationale Selbstvergewisserung. Geschichtskulturen in Polen und Spanien im Vergleich*. Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego 2004, S. 27-35.

³² Judt, Tony: *Die Vergangenheit ist ein anderes Land. Politische Mythen im Nachkriegseuropa*. In: *Transit. Europäische Revue*, 1993, H. 6, S. 87-120; hier S. 103.

³³ Nora, Pierre: *Nachwort*. In: Etienne François, Hagen Schulze (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte*. München: C. H. Beck 2001, Bd. 3, S. 681-686; hier S. 686.

land³⁴, Lettland³⁵ und Litauen³⁶ sind hier vor allem zu nennen, wie nicht zuletzt drei einschlägige geschichtspolitische Großunternehmungen in Gestalt von Museen in Tallinn, Riga und Vilnius, nämlich das „Museum der Besetzungen Estlands“, das „Lettische Okkupationsmuseum“ und das litauische „Museum für die Opfer des Genozids“ belegen. Ebenfalls in diese Kategorie gehört Kroatien³⁷, wo das jugoslawisch modifizierte sowjetische Herrschaftsmodell als „Serbokommunismus“ perzipiert wird, sowie in gewisser Weise auch die Slowakei³⁸, wo Kommunismus als tschechisch konnotiert gilt.³⁹

- **Kategorie II** umfasst diejenigen Fallbeispiele, in denen ein solcher Grundkonsens nicht besteht, sondern heftige politische Kontroversen um die Deutung der diktatorischen Vergangenheit ausgetragen werden. Dies gilt etwa für Ungarn⁴⁰, wo das Museum „Haus des Terrors“, dessen Gebäude 1945 bis 1955 als Budapest-Zentrale des Staatssicherheitsdienstes

diente, eine stark politisierte Diskussion ausgelöst hat⁴¹. Zwar, so die Gegner dieser Neugründung, wird an diesem authentischen Museumsort auch die Diktatur der rechtsextremen Pfeilkreuzlerbewegung von 1944/45 mitbehandelt, doch geschehe dies lediglich zu Alibizwecken. Ähnlich kontrovers ausgetragene Debatten fanden und finden in Polen⁴² und in der Tschechischen Republik⁴³ statt, wo es jeweils zivilgesellschaftliche Initiativen im Bereich der Erinnerungskultur gibt, indes erst Ansätze zu musealer Verfestigung in Form der „Stiftung SocLand – Museum des Kommunismus“ im Warschauer Kulturpalast oder des von einem US-amerikanischen Unternehmer eingerichteten kommerziellen „Museums des Kommunismus“ in Prag erkennbar sind. Und wohl gleichfalls in diese Kategorie einzuordnen sind Slowenien⁴⁴ sowie – als einzige GUS-Republik – die Ukraine, in der die Erinnerungskultur eines der zentralen Schlachtfelder der beiden großen politischen Lager von Postkommunisten und Nationalliberalen ist.⁴⁵

³⁴ Brüggemann, Karsten: *Von der Renationalisierung zur Demontage nationaler Helden Oder: „Wie schreibt man estnische Geschichte?“*. In: *Osteuropa* 51 (2001), H. 7, S. 810-819. Rausing, Sigrid: *History, Memory, and Identity in Post-Soviet Estonia. The End of a Collective Farm*. Oxford: Oxford University Press 2004.

³⁵ Skultans, Vieda: *The Testimony of Lives. Narrative and Memory in Post-Soviet Latvia*. London: Routledge 1997.

Onken, Eva-Clarita: *Lettland: Wahrnehmung und Erinnerung: Der Zweite Weltkrieg in Lettland*. In: Flacke, Monika (Hrsg.): *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Berlin: Deutsches Historisches Museum 2004, Bd. 2, S. 671-686.

³⁶ Kohrs, Michael: *Litauen: Von der Opfer- zur Täterdebatte*. In: Flacke, Monika (Hrsg.): *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Berlin: Deutsches Historisches Museum 2004, Bd. 2, S. 693-711.

³⁷ Sundhaussen, Holm: *Jugoslawien und seine Nachfolgestaaten: Konstruktion, Dekonstruktion und Neukonstruktion von „Erinnerungen“ und „Mythen“*. In: Flacke, Monika (Hrsg.): *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Berlin: Deutsches Historisches Museum 2004, Bd. 1, S. 373-413. Brkljačić, Maja/Holm Sundhaussen: *Symbolwandel und symbolischer Wandel: Kroatiens „Erinnerungskulturen“*. In: *Osteuropa* 53 (2003), H. 7, S. 933-948.

Steindorff, Ludwig: *Schichten der Erinnerung. Zur Klassifizierung von Gedächtnisorten in Kroatien*. In: Jaworski, Rudolf/Jan Kusber/Ludwig Steindorff (Hrsg.): *Gedächtnisorte in Osteuropa. Vergangenheiten auf dem Prüfstand*. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang 2003, S. 157-182.

³⁸ Tönsmeier, Tatjana: *Slowakei: Der Zweite Weltkrieg: Erfahrung und Erinnerung*. In: Flacke, Monika (Hrsg.): *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Berlin: Deutsches Historisches Museum 2004, Bd. 2, S. 799-812. Lipták, L'ubomír: *Denkmäler des Zweiten Weltkrieges in der Slowakei nach 1989*. In: Cornelißen, Christoph/Roman Holec/Jiří Pešek (Hrsg.): *Diktatur – Krieg – Vertreibungen. Erinnerungskulturen in Tschechien, der Slowakei und Deutschland seit 1945*. Essen: Klartext 2005, S. 237-250.

³⁹ Bezeichnenderweise wird tschechischerseits die als „Normalisierung“ bekannte Repressionspolitik nach dem Prager Frühling 1968 vor allem als Werk slowakischer

Kommunisten gedeutet.

⁴⁰ Kovács, Éva/Gerhard Seewann: *Ungarn: Der Kampf um das Gedächtnis*. In: Flacke, Monika (Hrsg.): *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Berlin: Deutsches Historisches Museum 2004, Bd. 2, S. 817-837.

Machos, Csilla: *Wem gehört „1956“? Die Auseinandersetzung der Parteien im postsowjetischen Ungarn um Erbe und Erben der Revolution*. In: Bock, Petra/Edgar Wolfrum (Hrsg.): *Ungekämpfte Vergangenheit. Geschichtsbilder, Erinnerung und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1999, S. 114-142.

⁴¹ Kovács, Éva: *„Das uns alle verzehrende historische Fieber“ in Ungarn*. In: *Südosteuropa* 51 (2002), S. 388-411.

⁴² Ruchniewicz, Krzysztof: *Die historische Erinnerung in Polen*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, H. 5-6 vom 31. Januar 2005, S. 18-26.

⁴³ Unfried, Berthold (Hrsg.): *Spuren des „Realsozialismus“ in Böhmen und der Slowakei. Monumente – Museen – Gedenktage*. Wien: Böhlau 1996.

Hojda, Zdeněk/Jiří Pokorný: *Pomníky a zapomínky*. Praha/Litomyšl: Paseka 1996.

Brenner, Christiane: *Vergangenheitspolitik und Vergangenheitsdiskurs in Tschechien 1989-1998*. In: König, Helmut/Michael Kohlstruck/Andreas Wöll (Hrsg.): *Vergangenheitsbewältigung am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1998, S. 195-232.

⁴⁴ Luthar, Oto: *Between Reinterpretation and Revisionism. Rethinking Slovenian Historiography of the 1990s*. In: Brunnbauer, Ulf (Hrsg.): *(Re)Writing History. Historiography in Southeast Europe after Socialism*. Münster: LIT 2004, S. 333-350.

⁴⁵ Scherrer, Jutta: *Ukraine: Konkurrierende Erinnerungen*. In: Flacke, Monika (Hrsg.): *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Berlin: Deutsches Historisches Museum 2004, Bd. 2, S. 719-730.

Wanner, Catherine: *Burden of Dreams. History and Identity in Post-Soviet Ukraine*. University Park, PA: Pennsylvania State University Press 1998.

Jilge, Wilfried: *Nationale Geschichtsbilder in ukrainischen Geschichtslehrbüchern. Am Beispiel der Darstellung der Kiewer Rus'*. In: *Osteuropa* 50 (2000), H. 11, S. 1233-1253.

- **Kategorie III** sind diejenigen Fälle, in denen neben Ambivalenz auch Apathie vorherrscht, Kommunismus also zum einen als von außen aufgezwungen und als dem Wertesystem der eigenen Nation „wesensfremd“ empfunden, zum anderen aber unter Verweis auf Modernisierungseffekte des kommunistischen Regimes betont wird, es sei dennoch „nicht alles schlecht“ gewesen. Entsprechend spielt die jüngste Vergangenheit im öffentlichen Diskurs hier nur eine Nebenrolle. Dabei handelt es sich vor allem um solche Gesellschaften, in denen sich alte und neue Eliten machtpolitisch die Waage halten und an der Regierung abwechseln. Bulgarien⁴⁶ und Rumänien⁴⁷ sind hier als Paradebeispiele aufzuführen, weiter Albanien⁴⁸, Makedonien⁴⁹ und Serbien-Montenegro⁵⁰. Die – wenigen – von Opferverbänden eingerichteten, zumeist unspektakulären wie in den nationalen Öffentlichkeiten weithin unbekannten Gedenkstätten stellen dabei Ausnahmen dar, welche die genannte Regel eher bestätigen denn widerlegen.
- **Kategorie IV** schließlich umfasst solche Staaten, in denen die neue Elite nicht nur aus der alten Nomenklatura hervorgegangen, sondern mit dieser verbündet ist, entsprechend eine Kontinuität autoritärer Strukturen ohne trennscharfe Distanzierung von kommunistischer

Herrschaftspraxis besteht. Dies sind die Russländische Föderation⁵¹, Moldova⁵² und andere GUS-Staaten. Hierzu gehören auch solche Gesellschaften, deren autoritär herrschende Eliten sich mehrheitlich und explizit auf das kommunistische Herrschaftsmodell berufen, es gar für zukunftstauglich erklären – so Belarus⁵³ –, und der De-facto-Staat der russophonen Dnjestr-Republik im Ostteil Moldovas⁵⁴. Anstelle einer Entsowjetisierung hat hier lediglich einer Überlagerung der sowjetischen Kulturform durch nationale oder regionale Attribute stattgefunden.

Während kennzeichnend für alle Kategorien ist, dass Ethnonationalismus entweder als zentraler Bezugsrahmen oder aber als gemeinsamer gesellschaftlicher Nenner fungiert – und daher dieses ubiquitäre Phänomen als Unterscheidungsmerkmal ungeeignet ist –, stellt die Haltung zur kommunistischen Vergangenheit die eigentliche *differentia specifica* dar. Sie teilt Osteuropa in drei Teile, die den historischen Teilregionen dieser Geschichtsregion weitgehend entsprechen: Südosteuropa und Russland bilden ein „orthodoxes“ erinnerungskulturelles Tandem, wohingegen sich Ostmitteleuropa – mit den drei baltischen Staaten als deutlich unterscheidbarem regionalem bzw. baltisch-nordosteuropäischem Sonderfall – davon signifikant abhebt.

⁴⁶ Todorov, Tzvetan: *Voices from the Gulag. Life and Death in Communist Bulgaria*. Pittsburgh, PA: Pennsylvania State University Press 1999.

Todorova, Maria: *National Heroes As Secular Saints: The Case of Vasil Levski*. Wien: Institut für die Wissenschaft vom Menschen (= IWM-Working Paper, 1/2002).

⁴⁷ Maner, Hans-Christian: *Die „andauernde Vergangenheit“*. *Der Umgang mit dem Vermächtnis der kommunistischen Herrschaft in Rumänien (1990-1996)*. In: *Osteuropa* 48 (1998), H. 10, S. 1024-1040.

Boia, Lucian: *Rumänien: Unterschiedliche Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg*. In: Flacke, Monika (Hrsg.): *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Berlin: Deutsches Historisches Museum 2004, Bd. 2, S. 541-561.

⁴⁸ Schwandner-Sievers, Stephanie/Bernd J. Fischer (Hrsg.): *Albanian Identities. Myth and History*. London: C. Hurst 2002.

⁴⁹ Troebst, Stefan: *Geschichtspolitik und historische „Meistererzählungen“ in Makedonien vor und nach 1991*. In: Ivanišević, Alojz u. a. (Hrsg.): *Klio ohne Fesseln? Historiographie im östlichen Europa nach dem Zusammenbruch des Kommunismus*. Wien u. a.: Peter Lang 2002, S. 453-472.

⁵⁰ Rastoder, Šerbo: *The Development of Historiography in Montenegro, 1989-2001*. In: Brunnbauer, Ulf (Hrsg.): *(Re)Writing History. Historiography in Southeast Europe after Socialism*. Münster: LIT 2004, S. 277-316.

Marković, Predrag J./Miloš Ković/Nataša Milićević: *Developments in Serbian Historiography*. In: Brunnbauer, Ulf (Hrsg.): *(Re)Writing History. Historiography in Southeast Europe after Socialism*. Münster: LIT 2004, S. 277-316.

⁵¹ Scherrer, Jutta: *„Sehnsucht nach Geschichte“*. *Der Umgang mit der Vergangenheit im postsowjetischen Russland*. In: Conrad, Christoph/Sebastian Conrad (Hrsg.): *Die Nation schreiben*.

Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002, S. 165-206.

Narskij, Igor' u. a. (Hrsg.): *Věke panjati, panjat' veka: Opyt obraščenijsa s prošlym v XX stoletii. Sbornik statej*. Čeljabinsk: Čeljabinskij Gosudarstvennyj Universitet 2004.

Langenohl, Andreas: *Erinnerung und Modernisierung. Die Rekonstruktion politischer Kollektivität am Beispiel des Neuen Russland*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000.

Fein, Elke: *Geschichtspolitik in Russland: Chancen und Schwierigkeiten einer demokratisierenden Aufarbeitung der sowjetischen Vergangenheit am Beispiel der Tätigkeit der Gesellschaft Memorial*. Münster: LIT 2000.

⁵² Dumbra, Vasile: *Die Rolle der Denkmäler in der MSSR/Republik Moldova bei der Identitätskonstruktion*. In: Schippel, Larisa (Hrsg.): *Im Dialog: Rumänistik im deutschsprachigen Raum*. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang 2004, S. 397-409.

⁵³ Rentrop, Petra: *[Belarus:] Arbeiten an der Erinnerung. Geschichte und kollektives Gedächtnis*. In: *Osteuropa* 54 (2004), H. 2, S. 146-157.

Chiari, Bernhard/Robert Maier: *Weißrussland: Volkskrieg und Heldenstädte: Zum Mythos des Großen Vaterländischen Krieges in Weißrussland*. In: Flacke, Monika (Hrsg.): *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Berlin: Deutsches Historisches Museum 2004, Bd. 2, S. 737-751.

⁵⁴ Troebst, Stefan: *The „Transnistrian Moldovan Republic“, 1990-2002: From Conflict-Driven State-Building to State-Driven Nation-Building*. In: *European Yearbook of Minority Issues* 2 (2002/2003), S. 5-30.

Troebst, Stefan: *„We Are Transnistrians!“ Post-Soviet Identity Management in the Dniester Valley*. In: *Ab Imperio* 4 (2003), H. 1, S. 437-466.

Hervorgehoben sei, dass dieser Kategorisierungsversuch mit dem Umgang mit der kommunistischen Vergangenheit als Hauptkriterium nur einer von mehreren denkbaren ist.⁵⁵ Denn gleichfalls möglich wäre eine Unterscheidung entlang historisch-staatsrechtlicher Kategorien – Imperium, Reich, Nationalstaat, Teilrepublik u. a. – oder in Gesellschaften mit oder ohne durchgängiger Staatstradition, auch solche mit oder ohne Adel. Das Anlegen dieser zusätzlichen Kriterien gibt mutmaßlich weitere Aufschlüsse über Art und Grund der erinnerungskulturellen Unterschiede im Ostmittel-, Südost- und Osteuropa der Nach-Wende-Zeit. Schließlich ist zu betonen, dass die Zuordnung einer Gesellschaft zu einer der genannten Kategorien aufgrund von Veränderungen der jeweiligen Erinnerungskultur mitnichten endgültig ist, es sich folglich um ein flexibles Konzept handelt.

6. Die „antikommunistische“ Kategorie I

Wenn man die von Timothy Garton Ash identifizierte deutsche „DIN-Norm“ zur Vergangenheitsbewältigung auf die hier vorgestellten vier Kategorien anwendet, so ergeben sich für die Kategorien III und IV bereits auf den ersten Blick gravierende Aufarbeitungsdefizite. Aber auch die klar „antikommunistische“ Kategorie I nimmt sich aus deutscher Sicht problematisch aus – wie etwa die Reaktionen auf die mit „Old Europe, new Europe“ betitelte Rede der früheren lettischen Außenministerin und kurzzeitigen EU-Kommissarin Sandra Kalniete am 24. März 2004 im Leipziger Gewandhaus demonstrierten. Auf dem Hintergrund ihrer persönlichen Erfahrung als in Sibirien geborenes Kind einer vom NKVD deportierten lettischen Familie⁵⁶ hat sie den bundesdeutschen Konsens bezüglich einer vergangenheitspolitischen Hierarchisierung von Kommunismus und Nationalsozialismus verletzt. Die Schlüsselpassage ihrer Rede lautete:

„Über 50 Jahre lang ist die Geschichte Europas ohne uns geschrieben worden. Die Sieger des Zweiten Weltkriegs haben jeden nach Gut und Böse, Richtig und

Falsch eingeteilt. Erst nach dem Fall des Eisernen Vorhangs erhielten die Forscher Zugang zu den archivierten Dokumenten und Lebensgeschichten dieser Opfer. Diese belegen, dass beide totalitäre Regime – Nazismus und Kommunismus – gleich kriminell waren. Es darf niemals eine Unterscheidung geben, nur weil eine Seite auf der der Sieger gestanden hat. Ihr Kampf gegen den Faschismus kann nicht als etwas gesehen werden, das die Sowjetunion, die zahllose Unschuldige im Namen einer Klassen-Ideologie unterdrückte, für immer von ihren Verbrechen entschuldet.“⁵⁷

Was Sandra Kalniete hier aus lettischer Mehrheitssicht für das „neue“ Europa einforderte, war wesentlich unspektakulärer als das anschließende deutsche Medienecho vermuten liess. Denn ihre Gleichwertigsetzung von Nationalsozialismus und Kommunismus deckte sich weitgehend mit dem, was in Polen bezüglich des Hitler-Stalin-Pakts und des von der Roten Armee verübten, aber sowjetischerseits der Wehrmacht zugeschriebenen Massakers von Katyń oder in Estland in Gestalt des neuen „Museums der Besatzungen Estlands“ – d. h. der sowjetischen 1940/41, der NS-deutschen 1941-1944 und erneut der sowjetischen 1944-1991 –, schon seit längerem erinnerungskultureller wie zugleich geschichtspolitischer Konsens ist: Die eine fremde Besatzungsmacht war genauso menschenverachtend und brutal wie die andere. Diese kumulative Sicht auf die fünf diktatorischen Jahrzehnte 1939-1989 schlug sich im Nach-Wende-Polen sogar institutionell nieder: Sowohl der Rat für die Erhaltung des Gedenkens an Kämpfe und Märtyrertum als auch das erwähnte Institut des nationalen Gedenkens sind für die kommunistische Periode wie für den Zweiten Weltkrieg zuständig. Die Kombination des Untersuchungsauftrags für die kommunistischen Ära mit demjenigen für den Zweiten Weltkrieg gilt überdies für das 2003 gegründete slowakische Institut des Gedächtnisses der Nation in Bratislava. Begründet wird diese integrale Perspektive im polnischen Falle durch das genannte Jalta-Trauma, d. h. die als Verrat durch London und Washington empfundene Teilung der Interessensphären der Großen Drei bei stillschweigender Zuweisung des verbündeten und nun westverschobenen Polens zum sowjetischen

⁵⁵ Dasselbe Kriterium legt – mit anderen Ergebnissen – auch Rudolf Jaworski zugrunde. Jaworski, Rudolf: *Geschichtsdenken im Umbruch. Osteuropäische Vergangenheitsdiskurse im Vergleich*. In: Corbea-Hoisie, Andrej/Rudolf Jaworski/Monika Sommer (Hrsg.): *Umbruch in Osteuropa: Die nationale Wende und das kollektive Gedächtnis*. Innsbruck u. a. 2004, S. 27-44, hier S. 31.

⁵⁶ Kalniete, Sandra: *Mit Ballschubben im sibirischen Schnee. Die*

Geschichte meiner Familie. München: Herbig 2005.

⁵⁷ Kalniete, Sandra: *Old Europe, new Europe. Rede am 24. März 2004 zur Eröffnung der Leipziger Buchmesse*. In: *Leipzig liest. Das Lesefest zur Buchmesse*, 25.-28. März 2004. Dokumentation: „Es darf keinen Unterschied geben“ (URL: <http://www.mdr.de/leipzig-liest/1287299-hintergrund-1198467.html>).

Machtbereich.⁵⁸ Milan Kundera hat dafür das plastische Bild eines *occident kidnappé*, also eines von Stalin mit Billigung Roosevelts und Churchills „entführten“ Teil des „Westens“, nämlich des östlichen Mitteleuropa, geprägt.⁵⁹

Die Reaktionen im Großen Saal des Gewandhauses – der Vizepräsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, Salomon Korn verließ unter Protest den Raum – wie vor allem in den deutschen Medien auf Sandra Kalnietes Rede belegen, dass im sich erweiternden EU-Europa ein fundamentaler vergangenheitspolitischer Dissens besteht: Der „Westen“, der sich auf den Holocaust als „Gründungsmythos Europas“ bezieht,⁶⁰ argwöhnt, dass im „Osten“ dieser Grundkonsens nicht geteilt wird, und der „Osten“ hält den „westlichen“ Erinnerungsprimat bezüglich des Nationalsozialismus für patronisierend, okzidentalisiert und mit Blick auf den Kommunismus relativierend.⁶¹ Gleichsam idealtypisch hierfür war die Wirkung der Rede in der deutschen medialen Öffentlichkeit, in welcher eine Eskalationsspirale in Richtung eines pauschalen Antisemitismusvorwurfs an die Adresse sämtlicher vor der EU-Tür stehenden Ostmitteleuropäer in Gang gesetzt wurde,⁶² denn die Infragestellung der Singularität nationalsozialistischer Terrorherrschaft wurde reflexartig als Relativierung des Holocausts gewertet.

Dabei wurde Bezug auf die kurz zuvor gehaltene Rede der französischen Politikerin und Überlebenden von Auschwitz Simone Veil vor dem Deutschen Bundestag Bezug genommen, die einen anderen, „westlichen“ Tenor hatte sowie auf die deutsche Vorbildfunktion abhob. Am 27. Januar 2004, dem Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus, hatte die ehemalige Präsidentin des Europäischen Parlaments in Berlin gesagt:

„Insbesondere ist die Shoah in einigen osteuropäischen Ländern noch nicht ausreichend anerkannt: auf Grund der Manipulation durch die kommunistischen Regime, die lange an der Macht waren, hat die Erinnerung an das den Völkern von den Nazi-Besatzern zugefügte Leid den Blick auf die Erinnerung an das den Juden manchmal sogar mit dem geheimen Einverständnis dieser Völker zugefügte Leid verstellt. Diese Realität muss man sehen. In den jetzt vom kommunistischen Joch befreiten osteuropäischen Staaten gibt es andere, als Schutzschild fungierende Erinnerungen, die die notwendige Erinnerungsarbeit zur Shoah überdecken: für diese fast ein halbes Jahrhundert lang der sowjetischen Herrschaft unterworfenen Völker haben die Opfer des Kommunismus die Opfer des Nationalsozialismus verdrängt. Schlimmer noch: Erinnerung und Geschichte werden bisweilen so manipuliert, dass sie unter Verweis auf das durch die Sowjets zugefügte Leid als Rechtfertigung für den Antisemitismus dienen. Zu einer Zeit, wo Europa sich nach Osten öffnet, sind diese Entgleisungen in höchstem Maße alarmierend, denn diese angeblichen geschichtlichen Kontroversen berühren die Identität des zukünftigen Europa im Kern. Deutschland, das beide Formen des Totalitarismus erlebt hat und nun wiedervereinigt ist, kann den neuen Mitgliedstaaten sicherlich eine große Hilfe dabei sein, sich des Problems dieser Ungleichgewichtigkeit der Erinnerung gelassen anzunehmen.“⁶³

In der Tat ist der Stellenwert der Erinnerung an die industrielle Vernichtung der europäischen Juden in in Mittel- und Osteuropa ein anderer als etwa im wiedervereinigten Deutschland. Auf die Formel „Their Holocaust is not our Holocaust“ hat der tschechisch-schwedische Journalist Tomas Sniegion unlängst etwa die tschechische Erinnerungskultur gebracht,⁶⁴ und der ungarische Literaturnobelpreisträger Imre Kertész urteilte, „in Ungarn sieht man den Holocaust gar nicht als zivilisatorisches Trauma – man könnte sagen,

⁵⁸ Holzer, Jerzy: *Jalta*. In: Kobylińska, Ewa/Andreas Lawaty/Rüdiger Stephan (Hrsg.): *Deutsche und Polen. 100 Schlüsselbegriffe*. München, Zürich: Piper 1992, S. 401-406, Troebst, Stefan: *Jalta als polnischer Erinnerungsort*. In: *Dialog. Deutsch-polnisches Magazin*, 2003, H. 62-63, S. 58-60.

⁵⁹ Kundera, Milan: *Une occident kidnappé, ou la tragédie de l'Europe Centrale*. In: *Le Débat* vom 27. November 1983, S. 2-24.

⁶⁰ Jeismann, Michael: *Schuld – der neue Gründungsmythos Europas? Die Internationale Holocaust-Konferenz von Stockholm (26.-28. Januar 2000) und eine Moral, die nach hinten losgeht*. In: *Historische Anthropologie* 8 (2000), S. 454-458. Kroh, Jens: *Holocaust transnational. Zur Institutionalisierung des Holocaust-Gedenkens*. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 50 (2005), S. 741-750.

⁶¹ Diner, Dan: *Gedächtnis und Erkenntnis. Nationalismus und Stalinismus im Vergleich*. In: *Osteuropa* 50 (2000), H. 6, S. 698-

708.

Kerski, Basil: *Ungleiche Opfer*. In: *Kafka. Zeitschrift für Mitteleuropa*, 2004, H. 14, S. 34-43.

⁶² Eklat bei Buchmesse-Eröffnung: „Das höre ich mir nicht an“. In: *Der Spiegel* vom 24. März 2004.

Altenbockum, Jasper von: *Der lange Schatten. Lettland und die „Gleichsetzung“ von Stalinismus und Nationalsozialismus*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 80 vom 3. April 2004, S. 10.

⁶³ Veil, Simone: *Fondation pour la mémoire de Shoah. Rede vor dem Bundestag*, Berlin, 27. Januar 2004 (URL http://www.bundestag.de/bic/presse/2004/pz_0401272).

⁶⁴ Sniegion, Tomas: *Their Genocide, or Ours? The Holocaust as a Litmus Test of Czech and Slovak Identities*. In: Karlsson, Klas-Göran/Ulf Zander (Hrsg.): *Echoes of the Holocaust. Historical Cultures in Contemporary Europe*. Stockholm: Nordic Academic Press 2003, S. 177-200; hier S. 192.

dass es gar keinen Holocaust im historischen oder moralischen Selbstbewusstsein dieses Landes gibt⁶⁵ – eine Haltung, die auch in Lettland⁶⁶ oder in Bulgarien⁶⁷ anzutreffen ist, für die sich aber zugleich west- bzw. südeuropäische Parallelen finden lassen. Andererseits ist offenkundig, dass sich der slowakische Fall diesbezüglich vom tschechischen unterscheidet⁶⁸ und dass im kommunistischen Volkspolen Erinnerung und Gedenken an den Holocaust bei aller politisch wie national bedingter Ambivalenz einen höheren Stellenwert einnahmen, als es in der postkommunistischen Perspektive erscheinen mag.⁶⁹ Überdies wurden nach der Wende neue Holocaust-Denkmale in Bukarest, Riga, Bratislava, Budapest und Moskau errichtet.⁷⁰ Auch diesbezüglich ist also bei näherer Betrachtung weniger ein erinnerungskulturelles Ost-West-Gefälle, wie es häufig – und nicht selten mit historisierenden Bezügen auf Osmanisches Reich, Zarenherrschaft und Sowjetmacht – invoziert wird, als vielmehr ein europäisches Patchwork bzw. eine Zentrum-Peripherie-Gliederung erkennbar. Dafür spricht auch, dass der Porrajmos, also die Vernichtung der europäischen Roma,⁷¹ in den Erinnerungskulturen West- wie Osteuropas wenn überhaupt, dann nur am Rande figuriert, und der Holodomor, also der sowjetische Hungergenozid der Jahre 1932/33 in der Ukraine,⁷² erst in den letzten Jahren in das Bewusstsein der europäischen Öffentlichkeit zu dringen beginnt.

Die Leipziger Kallniet-Rede sowie zuletzt die Reaktionen in Tallinn, Riga und Vilnius auf die „feindliche Einladung“ zu den 60-Jahrfeiern des sowjetischen Sieges im Zweiten Weltkrieg am

9. Mai 2005 nach Moskau relativieren die dichotomische Unterscheidung einer „heissen“ von einer „kalten“ Erinnerung, die Charles S. Maier bezüglich der „politischen Halbwertszeit des faschistischen und kommunistischen Gedächtnisses“ getroffen hat. Ihm zufolge ist die Erinnerung an die Verbrechen des Nationalsozialismus, vor allem an den Holocaust, „ein Plutonium der Geschichte, das die Landschaft mit seiner destruktiven Strahlung auf Jahrhundert verseucht“, wohingegen die Erfahrung der Verbrechen des Kommunismus, hier an erster Stelle der Gulag, dem „weit weniger dauerhafte[n] radioaktive[n] Niederschlag z. B. des Isotops Tritium“ entspricht, „der sich relativ schnell verflüchtigt“.⁷³ Maier erklärt dies erstens damit, dass die „Gedächtnisgemeinschaft“ der Opfer des Nationalsozialismus ganz West- und Osteuropa umfasst, „während die Sowjets ihr Regime nur Russland und Osteuropa aufzwangen“. Zweitens konstatiert er das Fehlen eines postkommunistischen Äquivalents zur „Holocaust-Industrie“, was sich an der geringen Zahl einschlägiger Mahnmale, Museen u. a. im Ostteil Europas ablesen lasse.⁷⁴ Drittens erkennt er einen qualitativen Unterschied zwischen dem „gezielten Terror der nazistischen Politik des Völkermords“ und dem „stochastischen Terror des Stalinismus“ – letztgenannter konnte nach dem Zufallsprinzip jeden treffen, erstgenannter sortierte „seiner Opfer anhand eindeutig bestimmbarer Eigenschaften“ aus.⁷⁵ Und viertens macht in seiner Sicht ein unterschiedlich hohes „Maß an Scham“ den eigentlichen Unterschied aus: Bezüglich des Nationalsozialismus sei dieses selbst bei den der Tätergeneration nachfolgenden Generationen

⁶⁵ Kertész, Imre: *A száműzött nyelv*. Budapest: Magvető Könyvkiadó 2001, S. 290.

⁶⁶ Vestermanis, Margers: *Der Holocaust in Lettland. Zur „postkommunistischen“ Aufarbeitung des Themas in Osteuropa*. In: Herzig, Arno/Ina Lorenz (Hrsg.): *Verdrängung und Vernichtung der Juden unter dem Nationalsozialismus*. Hamburg: Christians 1992, S. 101-130.

⁶⁷ Tzvetanov, Tzvetan: *Bulgarien: Meilensteine einer kontroversen Selbstfindung*. In: Flacke, Monika (Hrsg.): *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Berlin: Deutsches Historisches Museum 2004, Bd. 1, S. 95-115; hier S. 109-113.

Martens, Michael: *Romantische Lüge oder Heldentat? Bulgarien debattiert über seine Rolle während des Holocaust*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 98 vom 28. April 2005, S. 7.

⁶⁸ Bátorová, Zora/Martin Bútora: *Attitudes toward Jews and the Holocaust in Independent Slovakia*. New York, NY 1995 (= Working Papers on Contemporary Anti-Semitism, 23).

⁶⁹ Huener, Jonathan: *Auschwitz, Poland and the Politics of Commemoration, 1945-1979*. Athens, OH: Ohio University Press 2003.

Steinlauf, Michael C.: *Bondage to the Dead. Poland and the*

Memory of the Holocaust. Syracuse, NY: Syracuse University Press 1997.

⁷⁰ Bredekamp, Horst: *Bildakte als Zeugnis und Urteil*. In: Flacke, Monika (Hrsg.): *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Berlin: Deutsches Historisches Museum 2004, Bd. 1, S. 29-66; hier S. 37.

Jahn, Peter (Hrsg.): *Triumph und Trauma/Triumph i bo! Sowjetische und postsowjetische Erinnerungen an den Krieg/Sovetskaja i postsovetskaja pamjat' o vojne 1941-1945*. Berlin: Ch. Links 2005; hier S. 193.

⁷¹ Bernáth, Gábor (Hrsg.): *Porrajmos. Recollections of Roma Holocaust Survivors*. Budapest: Roma Press Center 2000.

⁷² Mark, Rudolf A./Gerhard Simon (Hrsg.): *Vernichtung durch Hunger. Der Holodomor in der Ukraine und der UdSSR*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag (= Themenheft von *Osteuropa* 54 [2004], H. 12).

⁷³ Maier, Charles S.: *Heißes und kaltes Gedächtnis. Zur politischen Halbwertszeit des faschistischen und kommunistischen Gedächtnisses*. In: *Transit. Europäische Revue*, 2001/2002, H. 22, S. 153-165; hier S. 154.

⁷⁴ Ebda., S. 160f.

⁷⁵ Ebda., S. 161f.

hoch, bezüglich des Kommunismus sogar bei den eigentlichen Tätern niedrig.⁷⁶

Von Maiers vier Argumenten sind das erste wie das dritte aus ostmittel-, südost- und osteuropäischer Opferperspektive unerheblich, das zweite als postkommunistische Nachwirkung kommunistischer Unterdrückung gewertet werden und das vierte zum einen akzeptiert, zum anderen aber als Beleg für die Perfidie des „fremden“ Kommunismusoktroi gewertet werden. Und schließlich widerlegt der aktuelle Streit sowohl in west- wie in osteuropäischen Staaten über ein europaweites Verbot des Hakenkreuzsymbols Maiers Heiß-Kalt-Theorie: Eine Verbanung der Swastika aus dem öffentlichen Raum stößt etwa in Großbritannien auf Ablehnung, während die aus dem Baltikum nach Italien geschwappte Diskussion eines parallelen Verbots des Hammer-und-Sichel-Symbols an Tiber und Po die Emotionen hoch schlagen lässt.⁷⁷ In indirekter Gegenrede zu Maier hat unlängst Norman Naimark das Hauptargument vom intentionalen Unterschied der beiden Terrorregime angezweifelt und unter Bezug auf seine eigene vergleichende Darstellung von Holocaust und sowjetischer Deportationspolitik⁷⁸ Nationalsozialismus wie Stalinismus die Völkermordabsicht als systemimmanent zugeschrieben, sie also als gleichermassen genozidal kategorisiert. Entsprechend gibt es in Naimarks Sicht die Chance, die bislang geteilte Erinnerung Europas durch ein gemeinsames europäisches Gedächtnis zu ersetzen.⁷⁹

Wie stark sich gerade der deutsche erinnerungskulturelle Konsens im Jahr der EU-Osterweiterung verändert hat, belegt das Echo – bzw. besser: Nicht-Echo – in Öffentlichkeit und Medien Deutschlands auf Jorge Sempruns Rede zum 60. Jahrestag der Befreiung des KZ Buchenwald im Weimarer Nationaltheater am 10. April 2005. Der ehemalige Buchenwald-Häftling und spanische Schriftsteller sagte bei dieser Gelegenheit:

„Hoffen wir, dass bei der nächsten Gedenkfeier in zehn Jahren, 2015, die Erfahrung des Gulag in unser kollektives europäisches Gedächtnis eingegliedert worden ist. Hoffen wir, dass neben die Bücher von Primo Levi, Imre Kertész oder David Rousset auch die Erzählungen aus Kolyma von Warlam Schalamow gerückt wurden. Das würde zum einen bedeuten, dass wir nicht länger halbseitig gelähmt wären, zum anderen aber, dass Russland einen entscheidenden Schritt auf dem Weg in die Demokratisierung getan hätte.“⁸⁰

Anders als nach Sandra Kalnietes Leipziger Rede von 2004 hat die Gleichsetzung von NS-Vernichtungslagern und Gulag und damit von Nationalsozialismus und Stalinismus diesmal keine Proteste persönlicher oder medialer Art hervor. Und auch Salomon Korn, Sandra Kalnietes seinerzeitiger Kritiker, konzidierte im Umfeld des 60. Jahrestages des Kriegsende, „dass unterschiedliche Erinnerungen friedlich miteinander koexistieren, einander also nicht die Daseinsberechtigung absprechen, [...] sich der westeuropäische sowie der mittel- und osteuropäische Erinnerungsimperativ nicht wechselseitig aus[schließen]“ sollen.⁸¹ Dennoch weist Kornes Zustimmung zu einem „Nebeneinander unterschiedlicher Erinnerungsimperative“ in Europa eine bezeichnende Bedingung auf:

„Das ist und bleibt der ethische Kern des in Westeuropa inzwischen weitgehend unumstrittenen Imperativs, die Ermordung der europäischen Juden im kollektiven Gedächtnis zu bewahren. [...] Aus dem gleichen Grund ist der mittel- und osteuropäische Imperativ, die Erinnerung an die stalinistischen Verbrechen wachzuhalten, berechtigt – wenn und soweit diese Forderung sich nicht gegen den westeuropäischen Konsens richtet.“⁸²

Das Nebeneinander, wie Semprun es fordert, ist Korn zufolge also als hierarchisch gestaffeltes Nacheinander zu organisieren.

⁷⁶ Ebda. S. 162f.

⁷⁷ Lucius, Robert von: *Hammer, Sichel, Hakenkreuz, Balten gegen kommunistische Symbole*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 47 vom 25. Februar 2005, S. 5.

Fischer, Heinz-Joachim: *Eine italienische Debatte. Streit über Symbole: Ist „Hammer und Sichel“ mit dem Hakenkreuz vergleichbar?* In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 49 vom 28. Februar 2005, S. 10.

Jäger, Lorenz: *Mit Haken. Das europaweite Verbot der Swastika ist gescheitert*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 49 vom 28. Februar 2005, S. 33.

⁷⁸ Naimark, Norman: *Fires of Hatred. Ethnic Cleansing in Twentieth-Century Europe*. Cambridge, MA: Harvard

University Press 2001.

⁷⁹ Naimark, Norman: *Korreferat in der Sektion „History and Responsibility (2): Grey Zones and Accountability“ der Internationalen Konferenz „Open Wounds: Reflections on Nazism, Communism, and the 20th Century“ des Remarque Institute der New York University und des Einstein Forums Potsdam, Potsdam, 14.-16. April 2005, Ms.*

⁸⁰ Semprun, Jorge: *Niemand wird mehr sagen können: „Ja, so war es“*. In: *Die Zeit* Nr. 16 vom 14. April 2005, S. 52.

⁸¹ Korn, Salomon: *Die Zukunft der Erinnerung in Europa*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 125 vom 2. Juni 2005, S. 8.

⁸² Ebda.

7. Die Ukraine als Prototyp für Kategorie II

Prototypisch für die von Erinnerungskontroversen gekennzeichnete Kategorie II ist die auch und gerade erinnerungskulturell zerissene Ukraine, was dort bereits an den unterschiedlichen Bezeichnungen für den Zweiten Weltkrieg augenfällig wird: Während der sowjetisch geprägte russophone Osten des Landes an der Sowjetformel „Großer Vaterländischer Krieg“ festhält – auch wenn das Vaterland seit 1991 nicht mehr die UdSSR sondern die Ukraine ist –, verwendet der ukrainisch-nationale Westen den distanzierenden Begriff „Deutsch-Sowjetischer Krieg“, von dem die Ukraine in dieser Sichtweise zwar betroffen war, an dem sie indes nicht als Akteur teilnahm.⁸³ Entsprechend ist die ukrainische Erinnerungskultur eine doppelte, deren beide Hälften in der Regel unvermittelt nebeneinander stehen, und das nicht nur in einem regionalen Sinne. In ihrer Untersuchung konkurrierender ukrainischer Erinnerungsentwürfe zur Sowjetperiode kommt die Ethnologin Tanya Richardson zu dem Ergebnis, dass der durch den Zweiten Weltkrieg markierte politisch-ideologische Graben zwischen „Sympathisanten“ der Roten Armee einerseits und solchen der ukrainisch-nationalistischen Formationen unter deutschem Kommando andererseits ziemlich genau den Verlauf der Trennlinie zwischen den beiden großen gesellschaftlichen Gruppen markiert, die pauschalisierend mit den Etiketten „pro-GUS“ und „pro-EU“ versehen werden können.⁸⁴ Zugleich macht ihre Analyse deutlich, dass der genannte „Graben“ auch und gerade eine generationelle Komponente besitzt, die sowjetisch präformiert ist. Die Sichtweise der Eltern- und Großelterngeneration auf den Holocaust und den Zweiten Weltkrieg einschließlich des Holocausts ist zu großen Teilen das Resultat des Geschichtsunterrichts in der Ukrainischen Sowjetrepublik, was den seinerzeit Beschulten erst im Dialog mit der Kinder- und Enkelgeneration bewusst wird.⁸⁵

Entsprechend gibt es Versuche des Brückenschlags in Form von synkretistisch-gesamtukrai-

nischen Erinnerungsmodi wie etwa dem Zweiten Weltkrieg als Kulminationsphase tragischer Ereignisse, nicht länger als Konfrontation von „Guten“ und „Bösen“.⁸⁶ Eine Vergegenständlichung dieses Synkretismus ist der neu gestaltete Platz der Unabhängigkeit in Kiev, dessen symbolische Aufladung im Zuge der Ereignisse um die Präsidentschaftswahlen 2004 augenfällig wurde⁸⁷ – und dies ungeachtet alles architektonischen Geschichtskitsches –, oder der gleichfalls neu konzipierte hauptstädtische „Memorialkomplex „Nationalmuseum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges 1941-1945“ – „Vaterland“ hier bereits bezogen auf die Ukraine, nicht länger die Sowjetunion⁸⁸. Die Ukraine befindet sich damit in einem Übergangsstadium, welches Gesellschaften wie etwa die polnische bereits zu Beginn der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts, also noch vor 1989, erreicht hatten. Der Kampf zwischen den rivalisierenden Erinnerungskulturen von Partei und Staat auf der einen Seite und Kirche und Opposition auf der anderen wurde in Polen damals endgültig zugunsten der letztgenannten entschieden. Seit 1980/81 war die dissidente katholische Erinnerungskultur des „zweiten Umlaufs“ und der „fliegenden Universitäten“ die dominante, aus der die Geschichtspolitik des Kriegsrechtsregimes Entlehnungen zu tätigen suchte. „Sich an das zu erinnern, was [die Staatsmacht] zum Vergessen verurteilt, und das zu vergessen, was diese im Gedächtnis erhalten will“, war Barbara Szacka zufolge „eine Form des Widerstandes gegen die herrschende Macht“⁸⁹ – die Parallele zur Ukraine der Jahre vor 2004 liegt auf der Hand.

8. Bulgarien als Beispiel für Kategorie III

Ein Beispiel für das reibungsarme post-kommunistische Zusammenspiel „alter“ und „neuer“ Eliten mit dem Nationalismus als Schmiermittel, ist das Bulgarien der Nach-Wende-Zeit, wie sowohl anhand der *damnatio memoriae* des auch international bekannten Partei-

⁸³ Scherrer, *Ukraine: Konkurrierende Erinnerungen*, S. 728.

⁸⁴ Richardson, Tanya: *Disciplining the Past in Post-Soviet Ukraine: Memory and History in Schools and Families*. In: Pine, Frances/Deema Kaneff, Haldis Haukanes (Hrsg.): *Memory, Politics and Religion. The Past Meets the Present in Europe*. Münster: LIT 2004, S. 109-132; hier S. 118.

⁸⁵ Ebda., S. 122.

⁸⁶ Hrynevych, Vladyslav: *Gesplante Erinnerung. Der Zweite Weltkrieg im historischen Bewußtsein der Ukraine*. In: *Osteuropa* 55 (2005), H. 4-6, S. 88-103.

⁸⁷ Jilge, Wilfried: *Kulturpolitik als Geschichtspolitik. Der „Platz der Unabhängigkeit“ in Kiev*. In: *Osteuropa* 53 (2003), H. 1, S. 33-57.

⁸⁸ Scherrer, *Ukraine: Konkurrierende Erinnerungen*, S. 721-722.

⁸⁹ Szacka, Barbara: *Der widerspenstige Held. Der Warschauer Aufstand in der kollektiven Erinnerung in der Zeit der Volksrepublik Polen*. In: *Deutsche und polnische Geschichtskulturen. Die Formen des kollektiven Erinnerns. Materialien*. Darmstadt: Deutsches Polen-Institut 1994.

heroen Georgi Dimitrov, exemplifiziert 1999 in der Sprengung des für ihn fünfzig Jahre zuvor im Stadtzentrum von Sofija errichteten Mausoleums, als auch in der 1989 aktuell gewordenen Frage nach dem Nationalfeiertag deutlich wird. Der kommunistische Nationalfeiertag, der 9. September, war selbst in den Augen der Reformkommunisten obsolet geworden, commemorierte er doch den Einmarsch der Roten Armee 1944 in das wenige Tage zuvor aus dem Bündnis mit dem nationalsozialistischen Deutschland ausgetretene Land. Auch wenn die zur Bulgarischen Sozialistischen Partei gewendeten sowie weiter regierenden Kommunisten und die oppositionelle Union der Demokratischen Kräfte in fast allen wichtigen Fragen unterschiedlicher Meinung waren, verlief Anfang 1990 die Neufestlegung des Nationalfeiertags auf den 3. März – der bereits im Fürstentum bzw. Königreich Bulgarien von 1878 bis 1944 Nationalfeiertag war – problemlos, und dies ungeachtet des beträchtlichen außenpolitischen Sprengstoffes, der in diesem symbolträchtigen Datum steckte. Das Sofijoter Dimitrov-Mausoleum war von Anfang an ein wenig geliebtes Kind nicht nur der Bulgaren, sondern auch vieler bulgarischen Kommunisten. Die Gründe dafür waren zum einen politischer Natur – Dimitrov galt als sowjetische Kreatur –, zum anderen religiöser Art – Einbalsamierung vs. Begräbnisvorschrift der orthodoxen Kirche –, aber auch erinnerungskulturelle Motive – das Mausoleum als prominentes Relikt der Stalin-Zeit – spielten eine Rolle. Folglich war der Protest der in der Opposition befindlichen Postkommunisten gegen die im Sommer 1999 von den regierenden Nationalliberalen angeordnete Sprengung des Mausoleums höchst verhalten.⁹⁰ Das bulgarische Beispiel zeigt dabei zweierlei: Zum einen, dass in Kategorie III die Bindewirkung des gesamtgesellschaftlichen Kitts „Nationalismus“ über ideologische und damit soziale Spaltungen hinweg ganz erheblich

ist, zum anderen, dass hier Nationalismus selbstredend auch die Außenpolitik bestimmt. Mit Blick auf den bulgarischen Nachbarstaat, das NATO- und EU-Mitglied Griechenland, und dessen Innen- wie Balkanpolitik erscheint es indes fraglich, ob die Integrationsfunktion des Bezugsrahmens Nation typisch „osteuropäisch“ oder nicht doch eher typisch europäisch ist.

9. Kategorie IV: Die Russländische Föderation

Kategorie IV schließlich ist durch Konsens wie weitreichende Identität „alter“ wie „neuer“ Eliten bestimmt. Nur oberflächlich scheint hier etwa im Falle Russlands ein Gegensatz zwischen „russisch“ (russkij) bzw. „russländisch“ (rossijskij) auf der einen Seite und „sowjetisch“/„kommunistisch“ auf der anderen zu bestehen. Denn die Konzeption eines multietnischen, aber supranationalen „Sowjetvolks“ auf ideologischer Grundlage, wie sie in der Brežnev-Ära entwickelt wurde, war im Kern ethnokulturell und sprachlich ebenso eindeutig russisch, wie die heutige Russländische Föderation russisch dominiert ist.⁹¹ Was als „russländisch-sowjetische Mischidentität“ bezeichnet wurde,⁹² tritt nicht nur in der Politik der Russländischen Föderation gegenüber ihrem so genannten Nahen Ausland, sondern gerade auch in deren staatlich gelenkter Erinnerungskultur zutage: Der 1958 gegründete und 1967 als allsowjetischer Gedächtnisort „Stalingrad“ in Betrieb genommene monumentale Volgograder Gedenk- und Trauerkomplex auf dem Mamaj-Grabhügel mit der überdimensionalen martialischen „Mutter Heimat“⁹³ ist seit 1991 wie selbstverständlich ein russländischer Erinnerungsort mit starken russischen Zügen⁹⁴. Vormalssowjetische Nicht-Russländer wie Ukrainer, Letten, Tadschiken oder Azeris haben hier keinen

⁹⁰ Todorova, Maria: *The Mausoleum of Georgi Dimitrov as lieu de mémoire*. In: *Journal of Modern History* 77 (2005) (im Erscheinen).

Voukov, Nikolai: *Monuments beyond the Representations of Power: Monuments of the Socialist Past in Post-1989 Bulgaria*. In: Bartetzky, Arnold/Marina Dmitrieva/Stefan Troebst (Hrsg.): *Neue Staaten – neue Bilder? Visuelle Kultur im Dienst staatlicher Selbstdarstellung in Zentral- und Osteuropa seit 1918*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2005, S. 211–219.

⁹¹ Langenohl, Andreas: *Erinnerung und Modernisierung. Die Rekonstruktion politischer Kollektivität am Beispiel des Neuen Russland*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000, S. 97f.

⁹² De Kegel, Isabelle: *Die Staatsymbolik des neuen Russland im Wandel. Vom antisowjetischen Impetus zur russländisch-sowjetischen Mischidentität*. Bremen: Forschungsstelle Osteuropa 2003.

⁹³ Jahn, Peter (Hrsg.): *Stalingrad erinnern/Pamjat' o Stalingrade. Stalingrad im deutschen und im russischen Gedächtnis/Stalingrad v nemeckoj i rossijskoj pamjati*. Berlin: Ch. Links 2003, S. 149.

Jahn, Peter (Hrsg.): *Triumph und Trauma/Triumph i bo'. Sowjetische und postsowjetische Erinnerungen an den Krieg/Sovetskaja i postsovetskaja pamjat' o vojne 1941–1945*. Berlin: Ch. Links 2005, S. 102ff.

⁹⁴ Arnold, Sabine R.: *Stalingrad im sowjetischen Gedächtnis. Kriegserinnerung und Geschichtsbild im totalitären Staat*. Bochum: Projekt Verlag 1998.

Kämpfer, Frank: *Vom Massengrab zum Heroen-Hügel. Akkulturationsfunktionen sowjetischer Kriegsdenkmäler*. In: Koselleck, Reinhart/Michael Jeismann (Hrsg.): *Der Politische Totenkult. Kriegsdenkmäler in der Moderne*. München: Wilhelm Fink 1994, S. 327–349.

Platz mehr, und selbst nicht-russische Russländer wie Karelier, Baschkiren oder gar Tschetschenen figurieren nicht länger. Dennoch bleibt ein Spannungsverhältnis zwischen ursprünglicher sowjetischer Intention und russ(länd)ischer Umdeutung.

Wenn die sowjetische Praxis des Stiftens von Tradition und Identität mittels heroisieren-den Gedenkens über den Zerfall der UdSSR hinaus anhielt, ja in der Russländischen Föderation eine Verstärkung erfuhr, dann hat dies vor allem mit der Neubestimmung staatlich-nationalen Selbstverständnisses zu tun. Der Umsturz von 1917 als sowjetischer Gründungsmythos „Große Sozialistische Oktoberrevolution“ war im Zeichen von Marktwirtschaft, Rechtsstaatlichkeit und Demokratie nicht weiter verwendbar, was die Bedeutung des zweiten großen Sowjetmythos, des Sieges im Zweiten Weltkrieg, dramatisch erhöhte.⁹⁵ Sichtbare Form nahm dies im 1995 eröffneten neuen „Siegespark“ samt „Zentralmuseum des Großen Vaterländischen Krieges“ auf dem Moskauer Verneigungshügel an.⁹⁶ Die vormals sowjetische Zivilreligion mit ihrer seitens Partei und Staat selektierten und propagierten Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“ ist also mitnichten gegenstandslos geworden. Vielmehr hat sich diese ohnehin „gespaltene Zivilreligion“ zu einer explizit russländischen gewandelt.⁹⁷ Dan Diner verweist in diesem Zusammenhang überdies auf die Rückseite dieser Re-Russifizierung der Sowjetgeschichte, nämlich darauf, dass „im postsowjetischen Russland [...] die vergangene kommunistische Herrschaft dergestalt ethnifiziert [wird], als habe es sich um ein Regime nichtrussischer, russländischer Nationalitäten gehandelt – ein Regime der Juden, der Kaukasier, der Balten und anderer Völker“.⁹⁸

Der Moskauer Soziologe Boris Dubin weist dem russländischen Gründungsmythos des Sieges im

Zweiten Weltkrieg aber auch eine weitere Funktion zu, nämlich diejenige des Rückbezugs auf die in sozialer wie materieller Hinsicht relativ stabile Brežnev-Ära, also auf die lange Stagnationsphase von den beginnenden sechziger bis zu den beginnenden achtziger Jahren:

„Der Sieg im Großen Vaterländischen Krieg ist in Russland zum zentralen Symbol der kollektiven Erinnerung geworden. Nur scheinbar wird jedoch des Krieges gedacht. Tatsächlich handelt es sich um eine Sehnsucht nach der Brežnev-Zeit. Diese Ära, in der die heroischen, von jeglichem Leid gesäuberten Vorstellungen von diesem Krieg geschaffen wurden, gilt nach einem Jahrzehnt des sozialen Niedergangs als goldene Zeit materiellen Wohlstands und nationalen Ruhms. Dieses Bild greift heute eine neue Generation auf und passt es den aktuellen Bedürfnissen an. Wie die alte Repräsentation des Krieges im kollektiven Gedächtnis basiert auch die neue Erinnerung auf Großmachtphantasien, sozialer Passivität und Isolationismus, den Ingredienzen autoritärer Regime.“⁹⁹

Mit Blick auf die Russländische Föderation sowie die meisten übrigen GUS-Staaten ist daher nicht verwunderlich, dass im Unterschied zu den Kategorien I bis III die Symbolsprache weiterhin diejenige der kommunistischen Ära ist – genauer die der Brežnev-Zeit, denn zu Stalins Lebzeiten spielte die Weltkriegserinnerung so gut wie keine Rolle,

ja war eine dunkle Zone. Dies gilt selbst für zivilgesellschaftliche russländische Erinnerungsinitiativen wie *Memorial* und *Pamjat* („Gedächtnis“), die typische Produkte der Perestrojkazeit waren und seitdem stark an Einfluss eingebüßt haben.¹⁰⁰ Es gilt überdies für die von den „Afghanen“, d. h. den Veteranen des sowjetischen Afghanistankrieges der Jahre 1979 bis 1988, errichteten Gefalle-

Zu Stalins Lebzeiten spielte die Weltkriegserinnerung so gut wie keine Rolle, ja war eine dunkle Zone.

⁹⁵ Scherrer, Jutta: *Sowjetunion/Russland: Siegesmythos versus Vergangenheitsaufarbeitung*. In: Flacke, Monika (Hrsg.): *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*. Berlin: Deutsches Historisches Museum 2004, Bd. 2, S. 619–657. Gudkov, Lev: *Die Fesseln des Sieges. Russlands Identität aus der Erinnerung an den Krieg*. In: *Osteuropa* 55 (2005), H. 4–6, S. 56–72.

⁹⁶ Prusakowa, Alla Andrejewna: *Das Zentralmuseum des Großen Vaterländischen Krieges in Moskau*. In: Hintz, Hans-Martin (Hrsg.): *Der Krieg und seine Museen*. Frankfurt/M./New York, NY: Campus 1997, S. 73–88. Schleifman, Nurit: *Moscow's Victory Park: A Monumental Change*. In: *History and Memory* 13 (2001), H. 2, S. 5–33.

⁹⁷ Langenohl, Andreas: *Erinnerung und Modernisierung. Die*

Rekonstruktion politischer Kollektivität am Beispiel des Neuen Russland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000, S. 155f.

Scherrer, *Sowjetunion/Russland: Siegesmythos versus Vergangenheitsaufarbeitung*, S. 655.

⁹⁸ Diner, *Gedächtnis und Erkenntnis*, S. 700.

⁹⁹ Dubin, Boris: *Goldene Zeiten des Krieges. Erinnerung als Sehnsucht nach der Brežnev-Ära*. In: *Osteuropa* 55 (2005), H. 4–6, S. 219–233; hier S. 219.

¹⁰⁰ Adler, Nancy: *Victims of Terror: The Study of the Memorial Movement*. Westport, CT: Praeger 1993. Fein, *Geschichtspolitik in Russland*. Merridale, Catherine: *Night of Stone: Death and Memory in Russia*. London: Granta 2000.

nengedenkstätten,¹⁰¹ sogar für Denkmale, die an die Opfer von GULag und NKVD erinnern. Eine bemerkenswerte Ausnahme stellen indes inoffizielle Denkmäler des Holocaust in der UdSSR dar, die im Falle der Entdeckung durch die Behörden zerstört wurden.¹⁰² Einen erinnerungskulturellen Extremfall bildet der 1990 proklamierte und international nicht anerkannte diktatorische Quasi-Staat der Dnjestr-Republik, der als „l'URSS après l'URSS“, „Zombie-SSR“ oder „Freilichtmuseum des Kommunismus“ bezeichnet wird. Nicht nur die Symbolsprache ist hier weiterhin sowjetisch, sondern auch der ideologische Inhalt ist nahezu unverändert.¹⁰³

10. Periodisierungen

Die eingangs gestellte Frage nach dem Anfang vom Ende des qua Geschichtspolitik angestrebten Erinnerungskulturmonopols von Partei und Staat im Kommunismus bzw. nach der Chiffre „1956“ kann als Lackmustest für die hier identifizierten Kategorien dienen. In den unter der Kategorie I subsumierten Staaten und Gesellschaften wurde das Monopol zu einem sehr frühen Zeitpunkt, in der Regel bereits 1944, errichtet und bestand im öffentlichen Bereich bis 1991 fort – bei dramatischem Kontrast zum nichtöffentlichen Gedächtnis. Kategorie II steht für eine gleichfalls frühe Monopolerrichtung, aber auch für eine frühe Erosion – hier ist 1956 wörtlich zu nehmen – samt früher Ablösung, die auf die mit *Solidarność* und *Charta 77* erfolgte Wende von den siebziger zu den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts datiert werden kann. Für Kategorie III gilt als Ausgangspunkt wiederum 1944, als Erosionsbeginn indes die Mitte der sechziger Jahre, und von den siebziger Jahren an kam es hier zu einer Amalgamierung kommunistischer Geschichtspolitik mit nationaler, partiell sogar religiöser Erinnerungskultur. Kategorie IV schließlich ist von der Stalinisierung in den dreißiger bzw. vierziger Jahren an bis zum Beginn der Perestrojka durch das besagte Monopol gekennzeichnet – mit 1956 als messbarer Erschütterung, aber auch mit Spätfolgen über 1991 hinaus.

Zugleich wird deutlich, dass die für Ostmitteleuropa, Südosteuropa und den postsowjetischen Raum politisch so bedeutsame Epochenchiffre „1989“ für den Bereich der Erinnerungskultur fallweise deutlich zu relativieren ist. Bezüglich Kategorie I ist dieser Zäsurcharakter allerdings mehrheitlich gültig: Für Esten, Letten und Litauer, sicher auch für Kroaten markiert „1989“ (d. h. in diesen Fällen 1991) das Ende von Fremdherrschaft und die Rückkehr zur Eigenstaatlichkeit. In Kategorie II, in der die Eigenstaatlichkeit mehrheitlich erhalten blieb, steht „1989“ indes in der Regel für dem Endpunkt eines Prozesses, nicht für dessen Beginn. Polen und Ungarn sind hier zu nennen, wo sich der Anfang vom Ende auch und gerade erinnerungskulturell lange vor 1989 abgezeichnet hat. Mit Barbara Szacka ist festzustellen, dass hier „ein Wandel in der allgemein akzeptierten gesellschaftlichen Erinnerung nicht auf Grund von Veränderungen der Regierungsform stattfindet, sondern dass er vielmehr solchen Veränderungen vorausgeht, deren Vorankündigung, gleichsam ihr Anfang ist“¹⁰⁴. Dabei stellt allerdings die Ukraine einen Fall für sich dar: Möglicherweise wird hier die Jahreszahl 1991 vor derjenigen von 2004 verblassen. Kategorie III weist insofern Parallelen etwa zum polnischen Fall auf, als auch in Bulgarien oder in Rumänien erinnerungskulturell lange vor „1989“ einiges in Bewegung geriet, sich aber danach kaum Wesentliches änderte. Und für Kategorie IV, also für Russland, Belarus, Moldova und die meisten anderen GUS-Republiken spielen die über 1989/91 hinausreichenden Kontinuitäten wohl eine ebenso große Rolle wie der damit bezeichnete Bruch.

11. Zwischenbilanz nach dem 8./9. Mai 2005

Die Spezifik nationaler postdiktatorischer Erinnerungskulturen in Europa wird von einem Bündel zahlreicher und unterschiedlich gewichtiger Faktoren, darunter Ideologie bzw. Geschichtspolitik, Form der Diktatur, Dauer, Art ihres Beginns und Endes u. a., bestimmt. Diese nationale Spezifik gilt auch und gerade für post-

¹⁰¹ Danilova, Natalija: *Kontinuität und Wandel. Die Denkmäler des Afghanistankrieges*. In: *Osteuropa* 55 (2005), H. 4-6, S. 367-386.

¹⁰² Young, James E.: *Die Zeitgeschichte der Gedenkstätten und Denkmäler des Holocausts*. In: Ders. (Hrsg.): *Mahnmale des Holocausts. Motive, Rituale und Stätten des Gedenkens*. München 1994, S. 19-40, hier S. 28f.

¹⁰³ Troebst, Stefan: *Staatlichkeitskult im Pseudo-Staat*:

Identitätsmanagement in Transnistrien. In: *Osteuropa* 53 (2003), H. 7, S. 963-983.

¹⁰⁴ Szacka, Barbara: *Transformacja społeczna a świadomość historyczna*. In: Borodziej, Włodzimierz/Joanna Lukasiak-Miklasz (Hrsg.): *Ofiary czy współwinni. Nazizm i socjalizm w świadomości historycznej*. Warszawa: Fundacja im. Friedricha Eberta 1997, S. 58-77; hier S. 62.

kommunistische Erinnerungskulturen, und dies ungeachtet von Ähnlichkeiten an der Oberfläche, wie etwa ein mitunter ironisierender Umgang mit den Denkmalshinterlassenschaften des Kommunismus oder die sozialistische Umbettungsmanie. Das deutsche Beispiel, das nicht selten als europäisches Urmeter gesetzt wird, ist dabei ein Sonderfall, gar die regelbestätigende Ausnahme. Entsprechend führt die Fokussierung auf die Unterschiede zwischen dem erinnerungskulturellen Sonderweg Westdeutschlands im Kalten Krieg und der mit der DDR wiedervereinigten Bundesrepublik einerseits und den vier beschriebenen Kategorien von Erinnerungskultur im östlichen Europa andererseits zwangsläufig zu erheblicher Perspektivverzerrung. Denn weder sind der starke Rückbezug auf die eigene Nationalgeschichte noch die unterschiedliche Gewichtung von Typen und Aktionsformen von Diktaturen, schon gar nicht ein anderes Mischungsverhältnis von Erinnern und Vergessen einschließlich des temporären Unter-den-Teppich-Kehens besonders heikler Vergangenheitsbestandteile typisch „osteuropäisch“. Postdiktatorische Schweigekonsense und nationalhistorische Fixierung sind, wie der Fall Südosteuropas im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts gezeigt hat, vielmehr der europäische Normalfall¹⁰⁵. Wenn in historischer Perspektive das Europäische an Europa ist, dass es Nationen gibt, dann ist – und bleibt auf absehbare Zeit – der primäre Bezugsrahmen für

Erinnerungskultur in Europa der nationalstaatliche bzw. nationalgesellschaftliche. Der russ- (länd)ische Erinnerungsort Stalingrad und der polnische Jalta werden sich mutmaßlich nicht in eine wie auch immer geartete Übereinstimmung bringen lassen – wie dies im „Westen“ mit dem D-Day 1944 oder dem 8. Mai 1945 der Fall ist –, wie auch ein „gesamtosteuropäischer“ lieu de mémoire Gulag analog zum „gesamtwesteuropäischen“ des Holocaust nicht in Sicht ist. Die erinnerungskulturelle Vierteilung Europas in Westeuropa, Westmitteleuropa, Ostmitteleuropa und Osteuropa, wie sie 2005 besonders deutlich hervorgetreten ist, wird im Gegenteil im Zuge der erst begonnenen Kontroverse zwischen dem Jalta-Lager, also den postkommunistischen EU-Mitgliedsgesellschaften Ostmittel- und Nordosteuropa, und dem auf Stalingrad ausgerichteten Russland wie auch entlang des erst im Zuge der EU-Erweiterung deutlich sichtbar gewordenen und die Union durchschneidenden Holocaust-Gulag-Gedächtnisgrabens zunächst tiefer werden. Dies deshalb, weil die genannten Gegensätze in der Euphorie der Nach-Wende-Zeit nicht thematisiert wurden und die öffentliche transnationale Diskussion darüber noch an ihrem Anfang steht. Dass die genannte Vierteilung bei näherer Betrachtung eine Dreiteilung ist, das „deutsche“ Westmitteleuropa – wie seinerzeit bei Halecki – de facto unter Westeuropa subsumiert wurde, ändern daran wenig.

Stefan TROEBST (1955)

Dr. phil. habil., Professor für Kulturstudien Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig und stellvertretender Direktor des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO), ebenfalls in Leipzig. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte Osteuropas, Vergleichende Geschichte Europas, Geschichte der Internationalen Beziehungen. Laufende Forschungsprojekte zum Thema: „Ethnopolitische Konflikte im nördlichen Schwarzmeergebiet: Gedächtnis, Gewalt und Geschichtspolitik im postsowjetischen Raum“ (Deutsche Stiftung Friedensforschung), „Diktaturbewältigung und nationale Selbstvergewisserung an der Semi-Peripherie Europas: Geschichtskulturen in Polen und Spanien im Vergleich“ (VolkswagenStiftung), „Visuelle und historische Kulturen Ostmitteleuropas im Prozess staatlicher und gesellschaftlicher Modernisierung seit 1918“ (Deutsche Forschungsgemeinschaft) und „Zwischen religiöser Tradition, kommunistischer Prägung und kultureller Umwertung: Transnationalität in den Erinnerungskulturen Ostmitteleuropas seit 1989“ (Deutsche Forschungsgemeinschaft).

¹⁰⁵ Linz, Juan J./Alfred Stepan: *Problems of Democratic Transition and Consolidation. Southern Europe, South America and Post-*

Communist Europe. Baltimor, ML, London: The Johns Hopkins University Press 1996.

Warum kann Österreich (noch) nicht Europa erinnern?

Oliver Rathkolb

Europäische Erinnerungsräume

Die Ägyptologin und Anglistin Aleida Assmann hat in der Weiterentwicklung ihrer Habilitation aus 1992 sechs Jahre später eine beeindruckende Studie über die „Erinnerungsräume, die Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses“ vorgelegt.¹ Ausgehend von den verschiedenen Aufgaben kultureller Erinnerung, ihren Medien wie Schriften, Bilder, Denkmäler sowie den Speichern (Archiven) des kulturellen Gedächtnisses wäre es durchaus angebracht, auch Europa als Erinnerungsraum zu konstruieren – geprägt durch gemeinsame soziale, politische und ökonomische Entwicklungen, die derzeit höchst fragmentarisch, das heißt, nationalstaatlich geprägt, im kulturellen Gedächtnis permanent abgespeichert werden.

Mein Reflexionsziel ist die Vernetzung innovativer, aber noch national geprägter Ansätze, die sich um den heute höchst trendigen, aber zunehmend etablierten Gedächtnis-Diskurs – entwickelt haben – mit der Entwicklungsoption für transnationale Ansätze. Daher möchte ich vorerst näher auf die spezifische Theorieentwicklung eingehen, und vor allem deren grundlegende Wurzeln reflektieren. Das kulturelle Gedächtnis im Sinne von Assmann basiert auf einem Theorieversuch über das „kollektive Gedächtnis“ des Soziologen Maurice Halbwachs aus Mitte der 20er Jahre, auf den ich im Detail noch zurückkommen werde, das wiederum Assmann (und ihr Mann Jan) in zwei Erinnerungsformen unterteilen: Kommunikatives Gedächtnis (basierend auf Alltagskommunikation und sozial und gruppenbezogen vermittelt) und kulturelles Gedächtnis, das durch institutionalisierte Kommunikation und kulturelle Prägungen wie Texte, Denkmäler, Gedenktage-/Feiern, Riten und Bräuche geformt und gespeichert wird.

Pierre Nora, der bereits 1971 die „Bibliothèque des Histoires“ gegründet hatte, stützte sich auf die

Theorien von Halbwachs, entwickelte seinen Ansatz der *Lieux de Mémoire* (Erinnerungsorte) aber in einer Zeit, als das Gedächtnis durchaus wieder einen Raum in Westeuropa hatte, aber die „Zeit“ verloren zu gehen schien.² Nora sieht nur mehr die Möglichkeit, Geschichten, aber nicht mehr die Geschichte zu schreiben. Er entwickelte daher eine symbolische Topologie Frankreichs, beeindruckt vom Ende des LeGoff'schen „Langen Mittelalters Frankreichs“ aufgrund einer völligen Änderung der agrarischen Lebensweise. Nora versucht, die zentralen „Erinnerungsorte“ Frankreichs zu bewahren.

Erinnerungsorte sind Ausdruck symbolischer Vergegenwärtigung von kollektiv gespeicherten Ereignissen, Persönlichkeiten, Artefakten, Gebäuden, Plätzen, geographischen Fixpunkten, etc. in unterschiedlichen Formen, Inhalten und Funktionalität (wie Gedenktage/Jubiläen, Denkmäler, Toten-Riten, Straßennamen).

Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass häufig historische „Erinnerungen“, über die kein gesellschaftlicher breiter Konsens herrscht, immer wieder kehren, oder mit den Worten Noras sind diese Gesellschaften von der Suche nach Geschichtskontinuität zu einem kollektiven Gedächtnis mit historischem Diskontinuitätsanspruch zurückgekehrt. So meint daher auch Jan Philipp Reemtsma, dass die deutsche Vergangenheitsbearbeitung hundert Jahre, mindestens drei Generationen dauern würde, bis die Nazizeit historisiert sei und für das deutsche Selbstverständnis keine wesentliche Rolle mehr spiele.³

Es sollte jedoch nicht darüber hinweggegangen werden, dass auch heute wie 1925 durchaus noch Kritik an diesem kulturwissenschaftlichen Modell von Erinnerung besteht. Besonders deutlich akzentuierte dies jüngst der Bielefelder Emeritus Reinhard Koselleck, der zurecht an der „kollektiven Erinnerung“ mehr Differenzierung fordert – nach Alter, Geschlecht, Konfession, Parteizu-

¹ Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999.

² Pierre Nora (Hrsg.): *Les Lieux de mémoire*, 7 Bde, Paris 1984-1993. Die ersten drei Bände sind bereits ins

Englische übersetzt: Ders. (Hrsg.): *Realms of Memory. Rethinking the French Past*, 3 Bde., New York 1996-1998.

³ TAZ, 14. 04. 2005.

⁴ Vgl. dazu Reinhard Koselleck: *Gebrochene Erinnerung?* In:

gehörigkeit, Nationalität.⁴ Aber dieser Einwand trifft wohl auf alle historischen Einschätzungen von Massenphänomen zu.

Im Folgenden soll der Ansatz des kollektiven Gedächtnisses nach Halbwachs in der Weiterentwicklung durch Nora auf der Basis der „Erinnerungsorte“ bezüglich des „Zivilisationsbruchs Auschwitz“ (Dan Diner⁵) am Beispiel der Holocaust-Entschädigungsdebatte hinterfragt werden. Letztlich hat diese „späte“ Debatte nicht nur Deutschland und Österreich erfasst, sondern in ganz Europa teilweise intensive Debatten über die jeweiligen „nationalen“ kollektiven Verhaltensweisen im II. Weltkrieg und im Holocaust und in der Auseinandersetzung nach 1945 aufgelöst.

Die relativ bekannten Fakten der „Holocaust Era Assets“-Frage und deren Hintergründe werde ich nicht weiter ausführen – sie sind sicherlich alle bekannt von der Restitutionsdiskussion in den neuen Bundesländern Deutschlands, aber auch anderer ehemals kommunistischer Staaten über die schlafenden Konten in der Schweiz und der Etablierung einer Historikerkommission, internationale Großkonferenzen bis zur Etablierung weiterer 23 „nationaler“ historischer „Wahrheitskommissionen“.⁶ Heute werden zunehmend auch andere „Spätfolgen“ des Zweiten Weltkrieges durch das Ende des Kalten Krieges und Generations- und Paradigmenwechsel neu thematisiert. Solche Lieux de Mémoire können sowohl institutionell (wie beispielsweise im Falle der belgischen Kolonialismusdebatte in der parlamentarischen Kommission über die Ermordung Lumumbas), oder im gesellschaftlichen Diskurs über den Algerienkrieg Frankreichs debattiert werden.

Häufig wird im Zusammenhang mit dem „Holocaust“ als „Lieux de Mémoire“ in transnationaler Hinsicht argumentiert, dass sich das kollektive Gedächtnis der Menschen sträube, eine „Täter“- und damit „Schulderinnerung“ zu akzeptieren.

Wie das Beispiel Deutschland zeigt, war es durchaus möglich – trotz teilweise heftiger gesellschaftlicher Auseinandersetzungen und Konflikte – zahlreiche deutsche Traditionsbestände und Identitätsvorstellungen im Lichte des „Zivilisationsbruchs Auschwitz“ darzustellen. Der US-amerikanische Judaist James E. Young geht sogar so weit, zu behaupten, dass der Streit um das Holocaust Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin als topographischer Schwerpunkt der neuen Hauptstadt des demokratischen und vereinten Deutschlands, ein Modell für andere Nationen liefere, die sich mit ihren eigenen Gedächtnis-Dämonen herumschlagen.⁷

Ganz Europa wurde Schauplatz des rassistischen NS-Genozids – mit unterschiedlichen nationalen Verantwortungs- und Beteiligungsebenen, aber auch einer europäischen Armee von Kollaborateuren. Heute ist ganz Europa mit traumatischen Orten überzogen. Seit 1989 beginnen auch in

Osteuropa bisher „verschüttete“ Orte wieder benannt und öffentlich thematisiert zu werden, aber auch die „alten“ Gedenkorte in Westeuropa haben

keineswegs nach 1945 einen stabilen Platz im öffentlichen Gedächtnis gefunden. Seit 1989 steigt übrigens die Zahl jener Erinnerungsorte, die plötzlich eine zusätzliche Kontextualisierung erfahren – beispielsweise im Zusammenhang mit dem Museum im früheren Konzentrationslager Sachsenhausen, in dem nicht nur der Tod zehntausender Gefangener aus der Sowjetunion bis 1945, sondern auch die Nachkriegsverwendung als „Sowjetisches Speziallager“ thematisiert wird.⁸ Die Analyse der Totalitarismuskritik ist gerade in dem Bereich wichtiger denn je geworden, um „Aufrechnungen“ und Gleichsetzungen entgegenzuwirken.

In diesem Sinne bietet die Holocaust Era Assets-Debatte durchaus eine Chance, eine europäische und auch transnationale Gedächtnisstruktur zu

Ganz Europa wurde Schauplatz des NS-Genozids – mit unterschiedlichen nationalen Verantwortungs- und Beteiligungsebenen.

Neue Zürcher Zeitung, Literatur und Kunst, Samstag, 22.9.2001 sowie ders.: *Formen und Traditionen des negativen Gedächtnisses*, in: Volkhard Knigge / Norbert Frei (Hrsg.): *Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord*. München 2002, S. 21-32.

⁵ Dan Diner (Hrsg.): *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*. Frankfurt a.M. 1988.

⁶ Oliver Rathkolb (ed.): *Revisiting the National Socialist Legacy*:

Coming to Terms with Forced Labor, Expropriation, Compensation, and Restitution. Somerset N.J. 2005.

⁷ James Young: *At Memory's Edge*. 2nd edit. New Haven 2002, S.183.

⁸ Vgl dazu zum Beispiel <http://www.goethe.de/kug/kue/arc/dos/dos/zdk/de204290.htm> oder http://www.bpb.de/themen/17J6EN,5,0,Keine_gemeinsame_Erinnerung.html

entwickeln. Pierre Nora zeigt sich noch skeptisch – zumindest in seinem Nachwort zu den deutschen Erinnerungsorten.⁹ Trotzdem sieht er bereits einen gemeinsamen Europäischen Erinnerungsort im 20. Jahrhundert:

„Im Fall Deutschlands steht jede Vergegenwärtigung und Neuinterpretation der gesamten nationalen Vergangenheit unter dem Zeichen der zwölf schrecklichen Jahre des Nationalsozialismus. Dafür bietet Etienne François' und Hagen Schulzes Darstellung eine Fülle von Belegen. Zwei herausragende und sehr konkrete Ereignisse bestimmen die Architektur des Gesamtwerks: der Fall der Berliner Mauer und die Wiedervereinigung. Vor diesem Hintergrund drängt sich ein offener Plan auf, der allen pluralistischen Strömungen Rechnung trägt und an spezifische, nicht weiter übersetzbare Begriffe gebunden ist. Ferner fungieren diese Begriffe wie Magneten für Erinnerungen und weisen auf wirkmächtige Orte, die zwar alle deutsch, aber gleichermaßen national wie europäisch sind. Als ob, um es mit Jürgen Habermas zu sagen, der Erinnerungsort, der alle deutschen Erinnerungsorte bestimmt, Ausschwitz wäre.“

In dem seit 1994 laufenden Großprojekt der EU unter der Leitung der Franzosen Robert Frank und Gérard Bossuat mit 100 MitarbeiterInnen zeigte er sich bereits 1999 optimistischer und entwarf eine Struktur von sieben Typen von Erinnerungsorten (1) Gründer/Innen Europas (2) Migration und ethnische Integration, (3) entscheidende historische Ereignisse, (4) geopolitische Orte, (5) Kurations-Orte (6) Wirtschaftliche Orte und (7) Symbolische Orte – und hier wiederum militärische (Waterloo), diplomatische (Wiener Kongreß), geographische Orte (Donau, Rhein aber auch Universitätsstädte wie Poznan, Salamanca, Lausanne, Oxford, Bologna, Brüssel).¹⁰

Essentiell für die transnationalen Analysen sind Versuche, die Sprachgrenzen zu überspringen, bisher gesperrte oder verschüttete nationale Spei-

cher zu verwenden. Gerade im Bereich der doppelten Traumatisierung von ZwangsarbeiterInnen aus der ehemaligen Sowjetunion sind die privaten Wissensspeicher von besonderer Relevanz: So die von Sacharow gegründete Menschenrechtsorganisation Memorial, die seit 1990 nach einem Aufruf 400.000 ZwangsarbeiterInnen-Schicksale als Lebensskizzen gesammelt hat – ein völlig neuartiger Fundus. Durch diese Aktion sollte erstmals in Russland und in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion die stalinistische Stigmatisierung der ZwangsarbeiterInnen als Kollaborateure in Frage gestellt und ihr Opferstatus ins öffentliche Gedächtnis gerufen werden.¹¹

Gerade im Zusammenhang mit Erinnerungsorten in Europa, die einen Holocaust-Bezug aufweisen, muss auch diskutiert werden, dass die Perzeption des Holocaust im arabisch-islamischen Raum und in der Migration aus diesem Raum nach Europa eine andere ist, und keineswegs mit der lang dauernden Perzeption in Westeuropa oder USA verglichen werden kann. Diese Kontextualisierungsunterschiede müssen offen angesprochen werden – ebenso die national unterschiedlichen politischen Brüche vor dem II. Weltkrieg.

Erinnerungsort Europa in Österreich

Ein kurzer Blick in die Meinungsumfragen zur Entwicklung der österreichischen Identität seit der Zerschlagung des nationalsozialistischen Regimes und ein Analysevergleich mit Identitätsparametern in anderen europäischen Nationalstaaten genügt, um zu dokumentieren, dass die kleinstaatliche Identitätskonstruktion der Zweiten Republik, aus der Perspektive 1945 betrachtet, überraschend rasch gelungen ist.¹² Heute ist der Nationalstolz der Österreicher – auch im internationalen Vergleich – so hoch wie nie zuvor, gleichzeitig aber findet die österreichische Iden-

⁹ Etienne François / Hagen Schulz (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte*, Band III, München 2001, Nachwort von Pierre Nora.

¹⁰ Siehe dazu Gérard Bossuat: *Des Lieux de mémoire pour l'Europe unie*. In: *Vingtième siècle – Revue d'histoire*, n° 61, janvier-mars 1999, sowie <http://www.afmuenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/htm/2000/22-00.htm> über eine Tagung des Instituts für Europäische Geschichte Mainz vom 20. bis 23. März 2000 in der Villa Vigoni, Lovenjo di Menaggio, Italien.

¹¹ www.memo.ru/deutsch/hist/ost.htm (nur mehr im cache-modus zugänglich) siehe auch

http://www.boell.de/de/14_presse/2894.html

¹² Gerald Stourzh: *Vom Reich zur Republik. Studien zum Österreichbewusstsein im 20. Jahrhundert*. Wien 1990. Ernst Bruckmüller: *Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse*. 2. Aufl. Wien 1996. Max Haller (Hrsg.): *Identität und Nationalstolz der Österreicher. Gesellschaftliche Ursachen und Funktionen. Herausbildung und Transformation seit 1945. Internationaler Vergleich*. Mit Textbeiträgen von Max Haller, Stefan Gruber, Josef Langer, Günter Paier, Albert F. Reiterer, Peter Teibenbacher. Wien 1996.

tität noch keinen festen Platz im europäischen Diskursraum.¹³ So geschickt österreichische Unternehmen mit Flexibilität und unter Ausnutzung gemeinsamer Kulturcodes Süd-, Zentral- und Osteuropa ökonomisch erobern, so ungeschickt reibt sich das österreichische Ego an der Europäischen Union. Fast wäre man versucht, von einer Wiederholung der Geschichte zu sprechen, als der Balkan am Wiener Rennweg begann – ein Leitmotiv, das Marketingmanager österreichischen Unternehmen auch heute noch gerne mitgeben.

Ein Trend in Richtung eines europäischen Bewusstseins zeichnet sich derzeit in Österreich nicht ab. Auch Robert Musils gern zitierte Ideen eines „Weltbürgertums“ finden nur bei manchen Eliten Anklang. Jugendliche werden von derartigen bildungsbürgerlichen historischen Referenzen und von Konstruktionsversuchen „offener“ Identität weder in ihrer nationalen noch in der europäischen Gefühlslage beeinflusst: Rund ein Drittel der 17- bis 19-jährigen Österreicher haben überhaupt keine nationalen Loyalitäten mehr, sondern orientieren sich eher an den Marketingcodes der Konsumgesellschaft.

Positiv ist sicherlich, dass die Hardcore-Einstellungen der Siebzigerjahre zur Bewertung des Nationalsozialismus und Antisemitismus deutlich reduziert wurden. Eine entsprechende vergleichende Meinungsumfrage auf der Basis der Adorno-Skala zur autoritären Nachkriegspersönlichkeit 1978 und 2004 untermauert diese positive Entwicklung. Bei Fragen nach der NS-Vergangenheit findet der Satz „Es wäre nicht das Schlechteste, es käme wieder ein Hitler“ deutlich weniger Zuspruch (84 Prozent Ablehnung, 1978 waren es 62 Prozent; damals stimmten hier noch 19 Prozent zu, heute 4 Prozent). Dass gerade in diesem Bereich aber noch immer eine Bandbreite für Revisionismus gegeben ist, zeigen die Umfrage-Reaktionen auf die These „Durch ihr Verhalten sind die Juden an den Verfolgungen nicht ganz unschuldig“: 2004 gab es hier 52 Prozent volle Ablehnung und 12 Prozent volle Zustimmung, 1978 nur 29 Prozent volle Ablehnung und 25 Prozent Zustimmung.¹⁴

Überspitzt formuliert könnte festgehalten werden, dass die österreichische Gesellschaft langsam und unter Beibehaltung der Fokussierung auf das Opferselbstverständnis 1938-1945 mit

seiner Nationalgeschichte ins „Reine“ kommt. Die rezenten Nachrufe auf Simon Wiesenthal, einen zentralen Akteur in der jüngsten österreichischen, aber noch mehr in der internationalen Vergangenheitspolitik, sind Ausdruck dieses gewendeten öffentlichen Diskurses. Manche politischen Reaktionen waren allerdings wohl eher von Political Correctness als von individuellen Einstellungen getragen. Eine Trendänderung ist aber deutlich zu erkennen, verglichen mit der Verfemung Wiesenthals in den Siebzigerjahren, nicht nur während der Kreisky-Peter-Wiesenthal-Auseinandersetzung.

Ego und EU

Die „frische“ kollektive Auseinandersetzung mit jüngster Geschichte in Europa und in der Europäischen Union hingegen ist völlig ins Hintertreffen geraten respektive an den Rand gedrängt worden. Kenntnisse über grundlegende historische Erfahrungen anderer Europäer, die aber aktuelles Handeln prägen, sind kaum vorhanden, wie auch die gesellschaftliche Diskussion über die EU-Erweiterung deutlich demonstriert. Nach der großen Anfangseuphorie nach dem EU-Beitrittsreferendum und der emotional überladenen Eskalation mit den symbolischen EU-14-Sanktionen gegen die Regierungsbeteiligung der FPÖ 2000 sinkt die europäische Bindestrich-Identität in Österreich stetig. Die Wurzeln für diese Überbetonung des nationalen österreichischen Elements, die automatisch ein Potenzial für Selbstüberschätzung enthält, liegen aber deutlich vor 2000 und lassen sich sowohl in der Beitrittskampagne 1994 als auch in der ersten EU-Ratspräsidentschaft 1998 festmachen. Schon das damalige Logo stellte die Österreich-Symbolik ins Zentrum, das Europäische wurde völlig an den Rand gedrängt. Zwar war das österreichische Logo auf eine scheinbare Reduktion der nationalen Symbolik angelegt, tatsächlich dominiert selbst bei Halbierung das A für Austria die nationale Aussage, die Europasterne sind noch deutlich kleiner, und Rotweißrot wird als prägender Farbtupfer eingesetzt.

Im September 2005 gab es in der Vorbereitung des EU-Ratsvorsitzes Österreichs eine Überraschung – einen ersten Bruch in der intensiven Österreich-über-alles-Kampagne seit 1994:

¹³ Nadja Lamei: *Europäische Integration und europäische Identität – Theoretische Konzepte – empirische Ergebnisse für Österreich*. In: *SWS-Rundschau* 4/2003, siehe dazu auch die Kurzfassung

der Autorin in <http://science.orf.at/science/news/98838>

¹⁴ Siehe dazu Oliver Rathkolb: *Die Paradoxe Republik. Österreich 1945-2005*. Wien 2005, S. 64 u. S. 411-413.

Außenministerin Ursula Plassnik, eine überzeugte Europäerin, präsentierte das künftige EU-Ratslogo für 2006 – nur mehr das Länderkürzel „at“ und die Heraushebung der österreichischen Fahne erinnern unterhalb des Strichcodes an die nationale Konnotation. Der niederländische Designer und Architekt Rem Koolhaas und sein Team haben diese Visualisierung Europas, die ursprünglich 15 Nationalfarben enthielt und 2004 auf 25 erweitert wurde, bereits 2002 zu entwickeln begonnen – als eine neue europäische Flagge. Während in den bisherigen Logos das Europäische meist mit den zwölf fixen Sternen der europäischen Flagge und blauer Farbe symbolisiert wurde, ist die moderne und bisher nicht offiziell gebrauchte Visualisierung Europas ständig erweiterbar.¹⁵

In der Rezeption wird aber auch die Stärke der nationalen Identitäten in dieser Umsetzung von Koolhaas symbolisiert, etwas, was der politischen Zielsetzung der gegenwärtigen Bundesregierung in Österreich durchaus entspricht und letztlich an De Gaulles „Europa der Vaterländer“ aus den Sechzigerjahren erinnert. So wird dieses Logo auch offiziell gelesen – als Symbol für „Europa ist Buntheit und Vielfalt“. Supranationalität strahlt dieser symbolische Zugang zum Europäischen nicht aus. Aber immerhin – ein erster Schritt zur intensiveren Auseinandersetzung mit europäischen Themen.

Genügen sechs Monate EU-Ratspräsidentschaft 2006, um die extrem starke österreichische Identität durch eine stärkere europäische Bindestrich-Identität zu vertiefen und gleichzeitig zu erweitern, nachdem sich die österreichische Vergangenheitspolitik zwölf Monate lang um die Jahre 1945 bis 1955 gedreht und eigentlich internationale und europäische Themen fast keine historische Reflexion nach sich gezogen haben werden? Gleichzeitig darf im europäischen Zusammenhang auch die Akzeptanz und Berücksichtigung der nationalen Narrative und Meistererzählungen nicht einfach zur Seite gedrängt werden:

„Das weitaus Schwierigste ist und bleibt, diese Gründungsereignisse [unserer eigenen kollektiven, vor allem aber nationalen Identität] ‚von den Anderen‘ erzählen zu lassen.“¹⁶

Dieses Zitat von Paul Ricœur ist ein ideales Motto nicht nur für die Ziele des neuen internationalen Forschungsinstituts, des Ludwig Boltz-

mann-Instituts für Europäische Geschichte und Öffentlichkeit, das vom Verfasser dieses Beitrags geleitet wird.¹⁷ Das Geschichtsdenken der europäischen Nationen wurde und wird innerhalb grob vergleichbarer politischer, sozioökonomischer und kultureller Konstellationen geformt, es wird allerdings über unterschiedliche nationale Diskurse – sowohl verbale als auch visuelle – vermittelt. Im Zentrum der Forschung stehen daher neben der Entwicklung von zentralen europäischen „History Highways“, die Bedeutung von politischen Bildern und Icons, die Analyse von Diskursen zu einer europäischen Öffentlichkeit sowie aktuelle Werte- und Identitätsdiskussionen als Bestandteil europäischer Kultur. In all diesen Forschungsfeldern werden die Entwicklung der Demokratie sowie die Transformation der Medien besonders intensiv untersucht.

Obwohl gegenwärtig der europäische Rahmen an Bedeutung gewinnt, gehen wir davon aus, dass nationale Narrative historischer Schlüsselereignisse und Entwicklungen relevant bleiben werden. Nationale Perspektiven und Beschreibungen von zentralen politischen, militärischen, sozioökonomischen und kulturellen Entwicklungen werden ebenso weiter bestehen wie jene von traumatischen, nationalistischen und ethnischen Konfrontationen. Wir werden im Rahmen des internationalen Konsortiums des oben genannten Boltzmann-Institutes ein innovatives Modell zur Konstruktion und Visualisierung der „Europäischen History Highways“ entwickeln, indem wir die wichtigsten Narrative aus nationalen Kommunikationsräumen einbeziehen. Die Struktur und vielseitigen Möglichkeiten einer Multimedia-Internetplattform wird uns die notwendige Flexibilität für die komplexe Aufgabe geben, eine multi-narrative Geschichte zu schreiben und dadurch die noch immer dominierenden eindimensionalen Historiographien zu überwinden.

Warum kein Haus der Europäischen Geschichte statt einem Haus der Geschichte?

Es wäre an der Zeit, die Diskussion um ein „Haus der (Zeit)Geschichte“, ein „österreichisches Nationalmuseum“, die seit 1999 schwelt und immer wieder hochkommt, neu zu positionieren. So hat der Erste Präsident des Nationalrates,

¹⁵ Siehe dazu <http://www.eu2006.at/info/de/>

¹⁶ Paul Ricœur: *Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern –*

Vergessen – Verzeihen. Göttingen 1998.

¹⁷ Siehe dazu <http://ehp.lbg.ac.at/>

Andreas Khol, in seiner Pressekonferenz vor der Sommerpause des Parlaments vorgeschlagen, die Staatsvertragsausstellung aus dem Schloss Beldere und die Akten des Nationalfonds und des Entschädigungsfonds zu einem österreichischen „Haus der Geschichte“ zu vereinen.¹⁸ Abgesehen davon, dass sich Ausstellungen per se nicht für ein Museum eignen, stellt sich die Frage, ob es nicht an der Zeit ist, die noch vom Modell des deutschen Hauses der Geschichte geprägte nationalstaatliche Diskussion durch eine kritische und offene Auseinandersetzung mit dem internationalen und europäischen Umfeld der österreichischen Entwicklung im 20. Jahrhundert zu ersetzen. Der österreichische Solipsismus, die ständige Referenz auf die eigenen Leistungen und die Legitimationsversuche unter Rückgriff auf die jüngere, aber auch ältere Geschichte verhindern letztlich ein selbstbewusstes Agieren im europäischen Raum.

Ich fände es wesentlich spannender, die österreichische Entwicklung als Teil einer weitaus größeren europäischen und internationalen Entwicklung zu reflektieren und zu hinterfragen, da genau dies der sozio-ökonomischen Situation der Gegenwart entspricht. Geschichte wird letztlich indirekt immer im Krebsgang gedacht und geschrieben, die Vorstellungen der Gegenwart beeinflussen die Darstellung und Interpretation von Vergangenheit. Einerseits wird in der aktuellen Debatte regelmäßig auf Globalisierungseffekte im Alltag, Beruf, in Wirtschaft und Politik verwiesen, andererseits ziehen wir uns in der historischen Reflexion auf eine konstruierte autarke Insel zurück und vergessen, dass natürlich exogene Faktoren die Geschichte des heutigen Österreich geprägt haben. Die europäische Entwicklung ist nur dann fassbar, wenn wir nicht nur in unsere eigene nationale Vergangenheit zurückblicken, sondern auch in Grundlinien die historische Entwicklung europaweit mitreflektieren und zu verstehen versuchen.

Auch sollte in einem professionell vorbereiteten

und strukturierten Ideenwettbewerb nicht auf vorhandene Ausstellungen oder die Ladenhüter zu einem „Haus der Geschichte“/„Haus der Toleranz“ aus 1999 und 2000 zurückgegriffen werden, sondern eine breite – auch internationale – Ausschreibung erfolgen. Dabei stellt sich die Frage, ob ein traditionelles Haus/Museum tatsächlich einem derart anspruchsvollen Projekt entspricht oder ob nicht neue Modelle von kultureller Produktion von Geschichte gesucht werden sollten. Rem Koolhaas beispielsweise hat nicht nur diese andere Europa-Fahne geschaffen, die nun in abgewandelter Form Vorbild für das EU-Ratsvorsitz-Logo 2006 in Österreich wird, sondern auch eine provokante Europa-Ausstellung zusammengestellt – eine Collage mit Bildern und Fotos von europäischen Mythen, aber auch nationalen Images.

Ein derartiger Ort, der vielleicht aus vielen über Österreich verstreuten Orten besteht – real und/oder virtuell –, sollte nicht die klassischen Europa-Konstruktionen abbilden, sondern die sozialen, ökonomischen und politischen Entwicklungen visualisieren und kritisch thematisieren. Dass hier neue Formen und Wege gesucht werden, versteht sich – angesichts des europäischen Bewusstseinsdefizits – von selbst. Ein österreichisches „Haus der Geschichte“ hingegen würde nur weiterhin die Selbstinterpretation von überkommener Nationalgeschichte stärken – aber zu welchem Zweck?

Das österreichische Parlament wurde am 26. Oktober 2005 durch ein virtuelles Informations- und Wissenszentrum ohne Sicherheitsschleusen und diverse psychologische Schranken den interessierten Besuchern geöffnet. Leon Zelmans Idee einer Öffnung des Palais Epstein wird durch eine von Brigitte Hamann gestaltete Ausstellung über das Wiener Judentum und die Geschichte des Palais ansatzweise realisiert. Warum sollte sich nicht endlich auch die österreichische Geschichtsrepräsentation in Richtung Europa öffnen?

Oliver RATHKOLB (1955)

Mag. iur., Dr. iur., Dr. phil. (Universität Wien), seit 1. Juni 2005 Leiter des neu gegründeten Ludwig Boltzmann Instituts für Europäische Geschichte und Öffentlichkeit: Demokratie-, Kultur-, Medienstudien. Geschäftsführender Herausgeber der Zeitschrift „Zeitgeschichte“. Derzeit Professor am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien (Zeitvertrag 2005-2007), Forschungs- und Gastprofessuren an der Harvard University und University of Chicago.

¹⁸ Vgl. dazu auch http://members.aon.at/proaustria/meldungen/Khol_16_7_05.htm mit früheren Aussagen

des Ersten Nationalratspräsidenten zu dem Thema. Sowie *Die Presse*, 22.7.2005.

Geschichte verstehen

Eine kommunikationstheoretische Intervention

Thomas A. Bauer

1. Geschichte als kognitives Modell

Betrachtet man Geschichte im Lichte kommunikationstheoretischen Wissens, dann entdeckt man an (der) Geschichte eine kulturelle Aufladung, die deutlich macht, dass es die kommunikative Rahmung ist, die der Geschichte gesellschaftliche Bedeutung gibt. Diese Rahmung vollzieht sich als Erzählung, in der der Mensch seine Erinnerung zum Gegenstand der Betrachtung macht. Diese hat selbst ein Motiv. Das Wissen um das Ende von allem, was lebt, ist vermutlich das anthropologische Motiv für Geschichte. Das Wissen des Menschen über sich selbst ist die Konstruktion aus der Not der Auseinandersetzung mit der Erfahrung des Todes.¹ Das Wissen um den Tod zwingt das Leben zur Geschichte, also zur Erklärung von Zeit. Gäbe es diese Erfahrung nicht, hätte Geschichte keinen Sinn. Das Wissen um ein Ende gibt dem Leben Zeit. Die Dimension der Zeit – nicht mehr als ein Wissensmodell, aber immerhin eines, mit dem wir leben – macht das Leben zur Geschichte. Geschichten brauchen Erzählung und werden durch Erzählung zur (z.B. persönlichen) Geschichte.² Ein Leben ohne dessen erfahrbare Ende wäre nicht das Leben in Geschichte und Geschichten.

Geschichte ist ein Konstrukt der Betrachtung, nachdenkend und erinnernd konfiguriertes Wissen über das, was man schon weiß oder meint zu wissen. Geschehenes erklärt und vermittelt sich nicht aus sich selbst, sondern immer nur aus seinem Kontext, braucht also die Erklärung aus Zusammenhängen und aufgrund von Relationen, was immer heißt: Geschichte ist die Betrachtung des Geschehenen im Wege der Beobachtung von Relationen. Da es sich bei Geschichte um Zeitre-

lationen handelt, kann man erst beobachten, wenn man Zeitzusammenhänge für geschlossen hält oder wenn man sie schließen möchte. Das sagt auch das Diktum, mit dem man Erzählungen, in denen man subjektive Eindrücke schildert, dann frei gibt für eine verallgemeinerte oder für allgemein zugängliche und verfügbare Bewertung: „der Rest ist Geschichte“. Damit sagt man: ab hier handelt es sich um bereits verteiltes, kommuniziertes, publiziertes und in Erinnerung plausibilisiertes Wissensgut.

Das ist zunächst nur ein Alltagssprachliches Geschichtsmodell, eine diskursive Konfiguration, die aber dennoch mehr ist als nur eine rhetorische Interpunktion. Hier handelt es sich um einen soziolinguistischen Code, durch den Diskursordnungen beansprucht werden. Das Ordnungsmodell, zugleich das gesellschaftliche Bewertungsmodell, heißt: Geschichte. Mittels einer solchen diskursiven Konfiguration bezieht man sich auf das von anderen schon geführte Gespräch, auf jene Konversation, in der ohnedies schon alles gesagt wurde, was es eben zu sagen gibt. So gesehen ist Geschichte, kommunikationsanalytisch betrachtet, eine Konfiguration der sozialen Praxis auf der Ebene des Alltagswissens und der Alltagsbetrachtung, möglicherweise nicht viel mehr als ein Konversationsmuster mit pazifizierenden Funktionen: Trivialisierung, Entlastung, Plausibilisierung, Markierungen des Verstehens durch Minimierung von Komplexität und Kontingenz.³

Wie man unschwer erkennen kann, beziehe ich mich in dieser Charakterisierung von Geschichte als der Konversation des Alltags auf eine Definition von Kommunikation, die kulturologisch orientiert ist: Geschichte (immer noch betrachtet als sprachliches Modell der sozialen Praxis zur alltäg-

¹ Flusser, Vilém: *Kommunikologie*. Herausgegeben von Stefan Bollmann und Edith Flusser. Frankfurt 1998, S. 10-12.

² Schmidt, Siegfried J.: *Geschichten & Diskurse. Abschied vom Konstruktivismus*. Reinbeck bei Hamburg 2003, S. 52: „Geschichten resultieren aus der Handhabung einer doppelten Referenz, nämlich Selbstreferenz und Fremdreferenz. Wir erfahren daher unsere Geschichten als Einheit der Differenz von eigenen und fremden Geschichten, von erlebten und nicht erlebten

Geschichten.“ Vgl. auch: Deleuze, Gilles: *Differenz und Wiederholung*. München 1992; Faßler, Manfred: *Was ist Kommunikation?* München 1997.

³ Die Komplexitätsreduzierende und selbst-beruhigende Funktion von Erklärung wurde in anderen, aber vergleichbaren Zusammenhängen schon verschiedentlich analysiert, so z.B. von Simon, Fritz B.: *Die andere Seite der Gesundheit. Ansätze einer systemischen Krankheits- und Therapietheorie*. Heidelberg 2001 (2. Aufl.), S. 19.

lichen Betrachtung eben dieser) ist ein Datum (gegeben aus) und ein Faktum (gemacht aus) der Kommunikation. Sie ist, weil ein Kommunikationsmodell, ein Kulturmodell und weil ein Kulturmodell, ein Kommunikationsmodell. Das heißt: Ereignisse als Geschehen mit Bedeutung verstehen zu wollen und es im Modell der Zeitbezüge deuten zu wollen, ist eine menschliche Kulturleistung, durch die zeitlose Wertemodelle (denn nur durch diese können Bedeutungen konstruiert werden) verzeitlicht (was auch heißt: als veränderbar vorgestellt) werden können. Es heißt aber auch: aus den Veränderungen (der Zeit) die zeitlosen (intrinsischen) Werte wieder zu erkennen. Geschichte ist in diesem Sinne also immer die Suche nach Innenwelten, Er-Innerung impliziten Wissens im Spiegel der Explikation. Als solche ist sie

- ein Interpretationsmodell, ein kognitives Modell von Welt, durch das ungerichtete Ereignisse, um aus ihnen Bedeutungen zu schöpfen, in einen irgendwie regelhaften, logisch erklärbaren Zusammenhang gebracht werden,
- ein Kulturmodell der Kommunikation (über die Grenzen der Zeit) der Gegenwart mit der Vergangenheit im Blick auf eine Zukunft,
- und ein Kulturmodell der Kommunikation IN der Zeit, also soziale Praxis, durch die Zeitgenossen im Blick auf vergangene (geschlossene) Zeiten im Hinblick auf zugelassene Deutungen verge-meinschaftet werden.

2. Kommunikation, Differenz und die Wahrheit der Geschichte

Mischt man sich in die Geschichtsbetrachtung kommunikationswissenschaftlich ein, dann muss man sich erst einmal für eine theoriefähige Konzeption entscheiden. Bedenkt man erstens die Komplexität des Vorgangs der Kommunikation⁴ (Theorem der Konstruktion von Sinn) und zweitens die Komplexität von Geschichte⁵ (Theorem der Konstitution von Wissen) dann kann man sich eigentlich nur für eine universale Konzeption entscheiden, eine, die

Geist (*mind*), Natur und Kultur in ein kybernetisches Modell bindet. Eine solche Konzeption müsste demnach kulturkybernetisch sein.⁶ Eine solche Konzeption weiß aber auch, dass man Kommunikation nicht als natürliches Objekt beschreiben kann, sondern dass man immer nur eine (Sinn konstruierende) Beschreibung einer Beschreibung von Sinnkonstruktion(en) liefert. Theoretische Konzeptionen von Kommunikation sind demnach Kulturmodelle zweiter oder dritter (wenn es sich z.B. um eine erkenntnistheoretische Beobachtung handelt) Ordnung, die nur möglich sind unter Bezug auf jene einer ersten (z.B. alltagswissenschaftlichen) Ordnung. Dem kybernetischen Denken in Kreismodellen entsprechend, vollzieht sich diese Stufung in Ordnungen aber nicht als Endlosschleife, sondern im Weg der theoretischen (bewusst sinnproduktiven) Unterbrechung, das heißt über explizite Entscheidungen des Bruchs (der qualitativen Änderung) von Regeln der Beobachtung von der einen zur anderen Ordnungsebene. Das macht erst den Sinn von Beobachtung aus.⁷

Solche Brüche erreicht man durch bewusste Entscheidungen für eine (in Bezug auf eine andere Beobachtungsebene) differente Einheit der Unterscheidung. Wenn also, um im Thema der Geschichte zu bleiben, Zeit (oder besser: das kulturelle Wissensmodell von Zeit) das Modell der Einheit ist, mit dem man Gegenwart von Vergangenheit und/oder Zukunft unterscheidet, um eine Geschichte als Geschichte erzählen zu können, dann wäre eine (wissenschaftliche) Beobachtung, die wiederum das Zeit-Modell (selbst wenn genauer) als differenzierungsfähige Einheit verwendet, nicht wirklich ein Wissen schaffendes Projekt, sondern bestenfalls eine Präzisierung des Wissens vorgelagerter Ordnung und so nicht Theorie zur Praxis, sondern Praxis zur Praxis. Es findet sich also mit Sicherheit mehr gesellschaftliche Relevanz in einer kommunikationswissenschaftlich ausgelegten Interpretation von Geschichte, vor allem, wenn man sich auf eine Konzeption von Kommunikation bezieht, die nicht schon von vorneherein an Modell-

⁴ vgl. Maturana, Humberto: *Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit*. Wiesbaden 1982.

⁵ Dabei beziehe ich mich vor allem auf Mead, George Herbert: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt 1973 und Schmidt, Siegfried J.: *Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur*. Frankfurt 1994

⁶ vgl. dazu Bateson, Gregory: *Steps to an Ecology of Mind*. New York 1972, Ders.: *Mind and Nature. A necessary*

unity. New York 1979 und Krippendorff, Klaus: *Major Metaphors of Communication and some Constructivist Reflections on their Use*. In: *Cybernetic of Human Knowing* 2, 1, S. 3-25.

⁷ vgl. Fuchs, Peter: *Der Sinn der Beobachtung. Begriffliche Untersuchungen*. Velbrück 2004, S. 63: „5.1. Das bedeutet auch, dass Beobachtung immer an Sinngebrauch geknüpft ist. Oder anders: Wir schließen sinn-lose Beobachtung aus. Sie kann nicht vorgestellt werden ohne Rekurs auf Sinn.“

schwächen leidet.⁸ Daher können technisch-mechanische oder technologische Konzeptionen gar nicht in Frage kommen. Es handelt sich bei Geschichte um einen Kulturvorgang, dem entsprechend man nur mit einem kulturologisch konzipierten Kommunikationsbegriff dem Ansinnen gerecht werden kann, Geschichte als Kulturmodell von Kommunikation und Kommunikation als Kulturmodell von Geschichte zu analysieren. Ein, wie vorgeschlagen, kulturkybernetisches Modell von Kommunikation kann das leisten. Es impliziert beobachtungstheoretische wie auch systemtheoretische Konstrukte.⁹ Jede Beobachtung / Kommunikation ist nur möglich unter der Annahme von Grenzen (z.B. zwischen Beobachter und Beobachtetem, zwischen *Alter* und *Ego*), beruht und bezieht sich also auf tatsächliche oder vorgestellte Unterscheidungen, wobei (hier kommt schon das kybernetische Modell zum Zug) die Unterscheidung selbst wieder Grenzen setzt, die wiederum Unterscheidungen provoziert oder ermöglicht.¹⁰

Es ist also nicht (lineare, kausale) Technizität das rationale Moment der Kommunikation, sondern die Selbstreferenz. Mit der Beobachtung unterscheidet man sich von dem, was man beobachtet und bezieht sich genau mit (wegen) dieser Unterscheidung auf das Beobachtete. So gesehen ist Beobachtung ein Kommunikationsvorgang, der ein solcher allererst durch die Unterscheidung (gegenüber dem Beobachteten oder gegenüber *Alter*) wird. Das begründet (hier natürlich sehr verkürzt dargestellt) das Differenztheorem der Kommunikation. Um es anders zu sagen: Kommunikation ist das Wissenskonstrukt, mit dem wir erklären,¹¹

- dass die Differenz der Gesprächspartner (*Alter* / *Ego*) die Bedingung der Möglichkeit der Kommunikation ist,
- dass die Differenz als solche erst durch die im Wege der sozialen Praxis gesetzten Grenzen der Kohärenz beobachtbar (thematisierbar) wird,
- dass es also Unterschiede braucht, um etwas (Sinn, Inhalte, Realität, Beziehungen) zu verge-meinschaften,

- dass die Differenz es ist, die Einheitsvorstellungen mobilisiert,
- weil es offenbar kulturbiografische Modelle der Einheit gibt, auf deren Basis Unterscheidungen allererst möglich sind,
- dass der kulturelle (sinnproduktive) Wert von Kommunikation in der Konstruktion von Differenz (der Realitätsinterpretation) liegt
- und dass, wenn man es pragmatisch auslegt, derjenige *Alter* der notwendige und interessante Partner des *Ego* ist, dessen Beobachtung sich von der des *Ego* unterscheidet
- und dass letztlich die kulturelle Qualität dieser (sozialen) Praxis jenes Moment ist, aus dem Differenz-Überraschungen sinnvoll verarbeitet und sozial kontrolliert werden können.

Dies alles macht deutlich, dass, wenn man Geschichte als kommunikatives Konstrukt, begründet auf der Beobachtung von Differenz und die Differenz der Beobachtung wieder begründend, betrachtet¹², man auf mindestens folgende Momente achten muss, die weil sie in einem solchen Kommunikationsmodell impliziert sind, auch auf das Konstrukt Geschichte angewandt werden können.¹³

2.1. Das Theorem der Responsivität und Reflexivität

Erzählte Geschichte wird zur Geschichte, wenn Erzählende (auch Wissenschaft, Publizistik, Journalismus etc.) wahrnehmen, dass sie wahrnehmen, dass sie als Erzählende wahrgenommen werden. Wie von Kommunikation nur die Rede sein kann, wenn Gesprächspartner wahrnehmen, dass sie wahrnehmen, dass sie einander wahrnehmen. Geschichten erzählen ist nicht das Übertragen von Information oder von Sinn von einem erzählenden Sender zu einem (aufnehmenden, lernenden) anderen Empfänger, sondern es ist das sich gegenseitige Bewusstmachen, dass man sich in einem Erzählungssetting befindet, das einerseits dem Inhalt eine spezifische (geschichtliche) Bedeutung gibt, das andererseits durch die getauschten Inhalte eine metakommunikative

⁸ vgl. Bauer, Thomas A.: *Zukunft der Kommunikationswissenschaft – Kommunikationswissenschaft der Zukunft*. In: *Medien Journal* 2/2000, S. 47- 58.

⁹ Diese können hier nicht im Einzelnen durchgearbeitet werden. Daher sei verwiesen auf: Baecker, Dirk: *Kommunikation*. Leipzig 2005 sowie Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M. 1997.

¹⁰ vgl. dazu Simon; Fritz B.: *Unterschiede, die Unterschied machen*. (2. überarbeitete Aufl.) Frankfurt 1988.

¹¹ Zur Komplexität von Kommunikation aufgrund von Differenz siehe: Bateson, Gregory: *Geist und Natur. Eine notwendige Einheit*. Frankfurt 1982, Watzlawick, Paul / Beavin, Janet H. / Jackson, Don D.: *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern 1969.

¹² Rusch, Gebhard: *Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Von einem konstruktivistischen Standpunkt*. Frankfurt 1987.

¹³ vgl. dazu Baecker, *Kommunikation*, S. 76.

Konnotation von der Art erhält, dass die Tauschbeziehung gesondert gewertet wird (z.B. Erzählen, um Bedeutungen zu setzen – Hören, um Deutungen zu erhalten). Dieses Moment der Metakommunikation spiegelt in erster Linie das Muster der Beziehung (das in unmittelbarer Kommunikation selbstverständlich andere Spielarten kennt als unter der Bedingung medienvermittelter Aufmerksamkeit).

Dies charakterisiert (vor allem) Geschichtsvermittlung als kommunikatives Problem. Denn historische Bildungsarbeit ist symbolische Arbeit in doppeltem Sinn: Zum einen ist sie, soweit sie sich auf Wissenschaft bezieht, selbst eine symbolische Konstruktion. Zum andern ist sie der Kampf um Bedeutungen, letztlich der institutionellen Deutung von Deutungen. In diesem Sinne ist Geschichtsvermittlung, gerade wenn und weil wissenschaftlich gestützt, ein generalisiertes Medium der Klärung von Deutungsgültigkeiten auf dem Kontinuum zwischen Symbolik und Diabolik¹⁴, also zwischen Zeichenwelten, die verbinden oder Zeichenwelten, die trennen. Im Rahmen ihrer institutionellen (institutionalisierten) Vermittlung wird Geschichte zu einem Medium und so wieder Instanz der sozialen Praxis zwischen symbolischer (durch Zeichen / Deutungen verbindender) und diabolischer (durch Zeichen / Deutungen trennender) Interpretation von Welt.

2.2. Das Theorem der doppelten Kontingenz

Geschichte ist nur dann Geschichte, wenn Beteiligte darin übereinkommen, dass sie für sie Sinn macht, sich auf Erinnerung(en) einzulassen. Geschichte ist, weil (oder wenn) ein Modell der Kommunikation, ein Programm offener Ressourcen. Sie ist nicht festgelegt, sondern wird festgestellt im Wege schließender Kommunikation. Ist diese Bedingung des Kontingenzspielraums (doppelt: *Alter-Ego*-Austausch, die jeweils wieder die eine oder eine andere Position des Verhaltens wählen können) nicht gegeben, dann vermittelt sich Geschichte (eben) nicht kommunikativ (im Wege der und als Kommunikation), sondern instruktiv bzw. manipulativ. Geschichte, hier ein-

mal dargelegt als von Bewusstseinen und internalisierten Kulturprogrammen abhängige Sinnkonstruktion (und eben nicht als lineare Übersetzung von Intentionen in Aussagen und Aussagen in das Verstehen durch andere) ist ein rekursives, immer bezügliches Geschehen. Geschichte gibt es nur *in Bezug auf*, also immer (nur) als relationales Konstrukt.

2.3. Das Theorem der mehrfachen Kontextualität

Es ist eine Erkenntnis, die durch die interpretative und hermeneutische Perspektive der Cultural Studies¹⁵ zunehmend in das Blickfeld gerückt wurde: Kommunikation ist ein mehrfach kontextuelles Geschehen: Jede Wahrnehmung ist eine entscheidungsintensive Konfiguration von möglichen Deutungen, geschöpft aus kulturellen Umwelten, die man Objekten zuordnet, um diese Deutungen selbst dann zu objektivieren. So wird die Beobachtung zum Gegenstand der Beobachtung. Jede interaktive Wahrnehmung zwischen *Ego* und *Alter* ereignet sich im Austausch von Codes und Bedeutungen, die aus jeweils eigenen Konstruktionen zu einem jetzt Gemeinten kontextualisiert wird.

Im Kontext medialer Kommunikation werden einmal mehr Muster der Deutung eingebracht – und zwar auf beiden Seiten der medientypischen Rollenteilung. Die Erkenntnis ist theoretisch trivial, im kommunikativen Umgang mit Geschichte aber ist sie zentral: Geschichte, ein kommunikatives Konstrukt, kontextualisiert sich im Zeitmodell, wird im Zeitmodell erzählt und wird im Zeitmodell wieder verwertet („Wer aus der Geschichte nicht lernt, hat auch keine Zukunft“). In dieser Verwertung bekommt Geschichte eine fast institutionelle Position, wird moralisch kontextualisiert und so (inhaltlich) nicht weiter befragt. Der kommunikative (vor allem der edukative und pädagogische) Gebrauch von Geschichte macht sie zum kontextuellen Bezugsrahmen für die Ausrichtung von Denken und Verhalten – eine Zumutung, die sich vielleicht pragmatisch rechtfertigt, aber gerade deshalb kritisch ins Auge genommen werden muss.¹⁶

¹⁴ Willke, Helmut: *Dystopia. Studien zur Krisis des Wissens in der modernen Gesellschaft*. Frankfurt 2002, S. 211-222.

¹⁵ Bromley, Roger / Göttlich, Udo / Winter, Carsten (Hrsg.): *Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung*. Lüneburg 1999.

¹⁶ vgl. dazu: Bauer, Tomas A.: *Culture of Diversity. A*

theoretical orientation for the cultural practice of social cooperation. In: Malovic, Stjepan: *The culture of diversity*. Zagreb 2005 (in kroatischer Sprache). Erscheint 2006 in: Bauer, Thomas A. / Ortner G.E. (Hrsg.): *Europa-Bildung-Werte-Medien. Reflexionen und Konzepte*.

2.4. Das Theorem der relationalen Wahrheit

Denn Geschichte wäre (immer) gerne wahre Geschichte. Gerade deshalb bemüht sie sich ja so um Fakten und Daten, um durch sie einen Beweis für die Wahrheit der Erzählung zu haben. Aber, bezogen auf die Tatsache der Gesellschaftlichkeit (kulturellen Qualität) der Beobachtung, kann kein Faktum und kein Geschehen, weil und wenn man es erzählt (erzählen muss), für sich wahr sein, sondern immer nur im Hinblick auf, unter Bezug auf, im Verweis auf oder eben unter der Bedingung, dass man (es) erzählt. In kommunikationstheoretischem Sinne ist (nur) wahr, was erzählt wird, auch wenn es in inhaltlichem Sinne unrichtig sein mag. Die Konzentration auf das Faktum als Beweis für dessen Wahrheit ist eine kommunikative Konzentration auf einen Nenner, in Bezug auf den Wahrheit beansprucht werden kann. Wahrheit folgt also einem kulturellen, nicht einem natürlichen Protokoll.

Weil Erzählung nicht die Abbildung des Geschehens, sondern die (sprachlich mediatisierte) symbolische Konstruktion über das ist, was man als Geschehen zu erzählen hat, ist erzählte Geschichte immer wahr in Bezug auf die Beobachtungsperspektiven des Erzählers oder der erzählenden Institution. Diese Feststellung mag jene irritieren, die mit dem Erzählen von Geschichte denken, die Welt als eine definieren zu können. Zugegebenermaßen stellt eine solche Folgerung aus dem differenztheoretischen Modell von Kommunikation vor allem alle jene Bemühen vor Probleme, durch die man „Geschichtsleugner“ der Verfälschung von Geschichten zeihen kann. Konsequenterweise aber muss man unterscheiden zwischen den vergegenständlichten Inhalten, die man als Geschichte(n) bezeichnet und der Erzählung, die man (auch) als Geschichte bezeichnet. Die Erzählung ist immer wahr im Sinne ihrer Performanz: sie offenbart die Relation des Erzählenden (des Beobachters) zum Gegenstand der Erzählung (der Beobachtung).¹⁷

Andererseits muss man vermutlich (auch einmal) deutlich sagen, dass keine noch so „faktentreue“ oder „lückenlose“ Erzählung die Wahrheit des Inhalts, (eben) weil sie ihn (1.) vergegenständlicht und (2.) mit kommunikativen Absichten vermischt, umfassen kann. Vermutlich sagt man sogar richtiger: Es gibt überhaupt keine klinische Wahrheit irgendeines Geschehens, zumindest können wir sie nicht beschreiben, weil wir den Kontingenzspielraum des Geschehens weder beobachten, geschweige denn beschreiben können. Das einzig Wahre des Geschehens aber wäre seine Kontingenz – also die beliebige Möglichkeit beliebig anders ausfallen zu können als wir sie wahrnehmen.

Wie Kommunikation in diesem Sinne nicht die Wahrheit erreichen kann, sondern (kulturelle, soziale, symbolische) Modelle der Wahrheit konstruiert, so konstruiert auch Geschichte als kommunikatives Konstrukt (sowohl alltags- wie theoriwissenschaftlich) nicht die wahre Geschichte im Sinne des klinischen Befundes, sondern die wahre Geschichte im Sinne intentionaler Erzählung.¹⁸

3. Der kommunikative Kompetenzspielraum der Geschichte

Geschichte unterscheidet sich von Fiktion, Legende, Märchen etc. Um das eine vom anderen unterscheiden zu können, braucht es eine referentielle Einheit.¹⁹ Die Einheit der Unterscheidung von Geschichte und Fiktion ist, den bisherigen Überlegungen folgend, nicht das Geschehene, nicht das Faktum, sondern die Kommunikation. Geschehen, das nicht erzählt wird, geht nicht in ein Wissen, wird nicht Geschichte und bleibt bedeutungslos.

Geschichte folgt einer spezifischen der Logik der Narration, die sich von der von Geschichten, von Legenden oder der des Märchens unterscheidet. Erzählen ist eine kulturelle Praxis. Das in diese kulturelle Praxis der Deutung und Ortung von Geschehen eingemischte Wissensmodell, ohne das Geschichte nicht möglich wäre, heißt Zeit.

¹⁷ Schmidt, *Geschichten & Diskurse*, S. 94.

¹⁸ Aus all dem wären Folgerungen zu ziehen für die politisch und institutionell erzählte, aber auch für die wissenschaftliche Geschichte: in Theorie wie Methodik wissenschaftlicher und bewusster als (vielleicht) bisher diesen konstruktiven Charakter der Erzählung mit einzurechnen. In der wissenschaftlichen Geschichte gibt es ja erkennbare Ansätze: Konzepte wie Cultural Studies oder Oral History

stehen für diese Denkweise. In der publizistischen, politischen, edukativen oder sonstwie institutionellen Erzählung von Geschichte herrschen nach wie vor Formate vor, die eher auf (geschichtliches) Wissen denn auf (geschichtliches) Bewusstsein hinarbeiten und daher auch (geschichtliche) Wahrheit mit Wissen statt mit Gewissen oder Bewusstsein bewerkstelligen wollen.

¹⁹ Schmidt, *Geschichten & Diskurse*, S. 31.

Man kann ein Märchen oder auch Geschichten mit „es war einmal“ beginnen, aber nicht Geschichte. Die Zeit der Geschichte ist also ein anderes Zeitmodell als die Zeit der Märchen. Indem Geschichte auf die Reihe der Zeit gebracht wird, dargestellt im Format der Verbindung von Fakten und Ereignissen und durch die als kausal modellierte Logik der Zeit zueinander verbunden, erzählt man einander, dass eine zeitlich objektivierende Betrachtung von Geschehnissen Geschichte und geschichtlichen Sinn macht. Dem entsprechend gibt es also nicht die eine Geschichte, aber es gibt die soziale Praxis, sich auf eine gemeinsame Referenz (Zeit) zu „mitten“ (medialisieren), um so über eine gemeinsame und unstrittige Referenz zu verfügen. Das Modell, das man dabei unterstellt, ist das der Kausalität, also Veränderung, Bewegung und Geschehen im Modell von Ursache und Wirkung. Nicht die Zeit schafft die Kausalität, sondern die Regelvorstellung, die Kausalvorstellung schafft das Wirklichkeitsmodell Zeit.²⁰

Wie Zeit kein Naturmodell ist, so ist auch Kausalität kein Naturmodell, sondern ein solches der kulturellen und intelligenten Betrachtung von Natur. Sie ist also ein Beobachtungsmodell²¹, mit dessen Hilfe man Regeln des Verlaufs markieren möchte. Ihretwegen ist Geschichte eigentlich immer der kommunikative Gebrauch von einem Kulturmodell, mit dem man Vergangenheit mit dem Blick auf Zukunft beschreibt und fort-schreibt. Die Fortschreibungen selbst können unterschiedlich ausfallen: traditionalistisch, pragmatisch, kritisch oder emanzipatorisch – ja nach Verwertungsinteressen.

3.1. Zählen und Erzählen

Erzählen war immer schon jene Form der Kommunikation, in der man durch Zahlen (Erzählen), also über das Einbringen und Darstellen von zahlfähigen Fakten Geschichten vom Verdacht der Erfindung freigemacht und sie, weil gebunden an objektivierbare Referenzgrößen (Zeitmaße, Zeitzahlen, Größen), beweiskräftig gemacht hat. Zahlen sind allgemein kundlich, sie qualifizieren Erzählungen als Kunde, als Nachricht, also als referenzfähige Verdichtung von

nicht (mehr und nicht weiter) unterschiedlich auslegbaren Größen, die – auf eine gemeinsame Richtgröße (Zeit) – zusammen (genommen) ein Ereignis ergeben. So sind Zeit-Zahlen Medien der Vermittlung von und zwischen unterschiedlichen Zeitdeutungen. Davon gibt es viele zwischen zwei zueinander dialektisch zu denkenden Deutungspolen, nämlich: Zeit als Protokoll des Geschehens und das Geschehen als Strukturhintergrund von Zeit.

3.1.1. Zeit als Beobachtungsperspektive des Geschehens

Zeit ist (geschieht), wo und weil sich etwas ereignet. Zeit braucht Geschehen. Geschehendes und Geschehenes können wir nur jenseits und abseits des unmittelbaren Erlebens wahrnehmen (oder wieder für sich oder für andere wahr machen), indem wir es verzeitlichen. Jede Kommunikation ist die Wendung von Deutungen unter Bezugnahme auf einen Zeitpunkt/Zeitraum, um das zu Sagende so an spezifische Deutungen zu binden. So kontrollieren wir den Deutungsraum von Ereignissen und so machen wir Erzählungen rational. Erleben wird zum Geschehen durch Vermittlung. Vermittlungen sind nicht willkürlich, sondern sie ordnen und sie sind kulturell geordnet. Vermittlungen sind, wie das Wort schon sagt, nur möglich im Gebrauch von Vermittlungsinstanzen, von Medien, also von Größen, denen die Kapazität der Mitte, der mediatisierenden Ordnung (Unbeeinflussbarkeit, Objektivität, Autorität, Nichthintergebarkeit, Distanz zu Extremität oder Beliebigkeit etc.) kulturell zugesprochen wird. Wer Geschehenes erzählt, beobachtet das Erzählbare aus der Logik und in Bedacht auf eine Logik der Zeit, die ein Vorher dem Nachher und dem Nachher ein Vorher zuordnet. Zeit ist also eine Größe der möglichen Mitte, die Mitte selbst. In diesem Sinne ist Zeit mehr als nur ein Kulturmodell, es ist ein Wissensmodell, mit dem Kulturen geschaffen (geordnet, rationalisiert) werden. Auf sie lassen sich Geschichten konzentrieren und ordnen. Geschehen lässt sich nur über das Medium Zeit symbolisieren, materialisieren, objektivieren – und so relationalisieren und rationalisieren. Das Erleben selbst hat keine Rationalität, es erhält diese allererst im Erzählen. Der

²⁰ Schmidt, *Geschichten & Diskurse*, S. 35:
„Wirklichkeitsmodelle systematisieren für alle Akteure den Umgang mit allen für lebenspraktisch wichtig gehaltenen Handlungs- bzw. Bezugnahmebereichen in gesellschaftlichen Interaktionen...“

²¹ was nach Edmund Husserl immer auch die Absicht mit einschließt, etwas (Bestimmtes) beobachten zu wollen. Nur so wird ein Geschehen zum Phänomen. Vgl. ders.: *Die Idee der Phänomenologie*. Hamburg 1986.

Faktor Zeit bringt Geschehen in ein Format, das Geschichte heißt. Mit diesem Faktor wird ein Beziehungsmodell eingeführt, dessen Plausibilität axiomatisch ist: Kausalität. Die Zeit, ursprünglich die kognitive Universalie, durch die alle Natur (Naturerleben) kulturell (Leben als Kultur) gedeutet wird, wird in das strengste (unberührbarste) aller Ordnungsschemata übersetzt: in ein Modell der Mathematik. Zeit in der logischen Sprache der Mathematik ist ab diesem Gebrauch nicht mehr nur ein Kulturmodell (Unterstellung vergemeinschafteter Bedeutung), sondern ein (technologisches) Wissensmodell (Unterstellbarkeit generalisierten Wissens). In der Maske der Rechnung wird Zeit ein Faktor der Berechnung und so ein Modell der Organisation (Unterstellung des generalisierten Gebrauchs). Zeit wird machbar. Den Vorstellungen vom Nachher (Zukunft) kann ein Vorher zu Grunde gelegt werden, für bestimmte (bestimmbare) Wirkungen und Effekte auf Zeit lernt man selektive Ursachen zu setzen. Der Beweis liegt jeweils auf der Hand. Den Lösungen, die man anstrebt, setzt man diesen entsprechende Problemebeobachtungen (Zeitbeobachtungen) vor. So beweist sich Kausalität als Schematisierung von Welt niemals natürlich, sondern immer (nur) kultürlich. Man weiß, dass Konnektivität, Kontinuität und Linearität kulturelle Modelle oder Perspektiven der Wahrnehmung von Zeit sind, die in unmittel- und mittelbarem Interesse von Überschaubarkeit, Beherrschbarkeit und Kontrollierbarkeit in die Beobachtung eingemischt werden, die so den sich ändernden Erfahrungen eine Ordnung auferlegen, die sie selbst nicht an sich hätten. Indem aber Kausalitäten (Begründungsmodelle zur Erklärung) gesucht oder auch notwendig werden, bedient man sich dieser Ordnungsperspektiven als wären sie Ordnungen der Natur oder aus der Natur.²²

3.1.2. Das Geschehen als Beobachtungsperspektive von Zeit

In diesem Modell ist Zeit ein Synonym für alles, was der Fall sein kann (für „Welt“ von Wittgenstein), für die kognitiven Innen- und Außenwelten, die als komplexe und unabgeschlossene

²² Auch dies hat wieder mit dem kulturellen/kommunikativen Gebrauch der Beobachtung zu tun. Jenseits der Beobachtung ist alles gleich gültig. Erst die Beobachtung unterscheidet und behauptet daher Realität,

Erleben selbst hat keine Rationalität, es erhält diese allererst im Erzählen. Der Faktor Zeit bringt Geschehen in das Format Geschichte.

Umwelten ständig Aufmerksamkeits-, Wahrnehmungs- und Anpassungspotentiale absorbieren, also für das, was „zieht“ in des Wortes mehrfacher Bedeutung: Es zieht vorbei (Wahrnehmungen, Aufmerksamkeiten und Anpassungen wandeln sich mit den sich ändernden Objekten) und es verlangt unseren Bezug (weil Selbst-Sein immer nur im Bezug zu Umwelten nachvollzogen werden kann). Das Geschehen, das, was passiert, gibt uns also (selektiven) Hinweis auf diese Zeit(vorstellung) und macht sie so deutbar, ein- und mitteilbar. Auch hier ist der Wille bzw. die Notwendigkeit der Vermittlung (Kommunikation im Sinne der Verteilung von Gesellschaftlichkeit) das treibende Motiv für die Konstruktion des Verhältnisses von Geschehen und Zeit im Format der Geschichte. Das Wissen um

die Kontingenz des Universums und die Erfahrung von dessen Unvermitteltheit motiviert die Suche nach einem Bestimmungsmodell. Es ist dies das Modell der Handlung. Durch Handlungen macht man Geschichten, durch Handlungen macht man Geschichte. Man erzählt Geschichten und Geschichte im Modell von Handlungen. Sie sind in diesem Verhältnismodell (Geschehen als Beobachtungsperspektive) autokonstitutiv.

Während in dem ersten Modell die Zeit dem Geschehen (kulturelle, kognitive und soziale) Ordnung gibt, ist das Verhältnis im zweiten Modell umgekehrt zu denken: Die Handlungen strukturieren die Zeit, sie geben der Zeit eine kulturelle, kognitive und soziale Ordnung – nämlich die der Deutung und Bedeutung. Während das erste Modell eine Wenn-Dann-Kausalität anstrengt, bemüht das zweite Modell eine Weil-Dann-Kausalität. Im ersten Modell ist die Zeit das sinnstiftende Konstrukt, im zweiten Modell ist die Handlung der Vorgang, dem man die Sinnverantwortung zuordnet.

3.2. Die kommunikativen Weiten der Geschichte

In der Beschreibung des Verhältnisses von Geschichte und Kommunikation ist die jeweils wechselseitige Rekursivität zu berücksichtigen. Wie Geschichte ein Phänomen der Kommunika-

der sie, vergegenständlicht in Sprache, wieder als Objekt begegnet. Vgl. dazu Mitterer, Josef: *Die Flucht aus der Beliebigkeit*. Frankfurt 2001.

tion ist, ist Kommunikation ein solches der Geschichte. Geschichte und Kommunikation sind einander bedingende und ermöglichende Formate der sozialen und kulturellen Praxis. In der Geschichte (Materie) und durch die Geschichte (Formate) geben sich Gesellschaften und Gemeinschaften eine kulturelle und mediale Rahmung und reagieren so auf die Bedürfnisse nach Nachhaltigkeit, Spezifität, Identität und Unterscheidung. So ist Geschichte ein narratives Modell für kulturelle und soziale Konnektivität im Modell der Grenzen von Zeit, Raum (Territorialität) und gemeinsamer (geteilter) Erfahrung. Geschichte ist in diesem Sinne ein Dispositiv (Michel Foucault) gesellschaftlicher Ordnung, ein Medium der Interpretation der kulturellen und sozial-kollektiven Daseinsbestimmung des Selbst und des Anderen, des Eigenen und des Fremden sowie der möglichen Verbindungen zwischen diesen.

3.3. Beobachten und Erzählen – verwandte Logiken

Indem Geschichte im Wege der Beobachtung erzählt, beobachtet sie im Wege der Erzählung. Sie ist also nicht nur die Summe von selektiv Beobachtetem, sondern auch eine Agentur der selektiven Beobachtung.

Beobachten und Erzählen sind vermutlich die beiden Handlungsmodelle, die den kommunikativen Charakter von Geschichte darstellen, wobei diese beiden Handlungsmodelle wiederum sich gegenseitig substituieren. Beobachten einerseits, vor allem geschichtlich relevantes Beobachten ist jene Form aktivierter Wahrnehmung, durch die ein an sich ungerichtetes Umweltgeschehen (aufgrund der System-Umwelt-Differenz-Wahrnehmung) den Status von Relevanz erhält und so zu einem integrierten Element systemischer Selbsterzählung wird. Erzählen andererseits, vor allem geschichtliches Erzählen ist jene Form aktivierter Wahrnehmung und jene Form der argumentativen Setzung, durch die die Aufmerksamkeit anderer auf jene Geschehensmerkmale gelenkt wird, durch die eine Gesellschaft, eine Gemeinschaft oder – eben – ein System identifiziert (beobachtet) werden möchte. In diesem Sinne ist jede Geschichte immer eine Narration, die nach innen wie nach außen gerichtete Imperative setzt.

Geschichte ist im Alltagsgebrauch, kommunikationsanalytisch betrachtet, ein Dispositiv sozialer Unterscheidung, ein kulturelles Grenzmodell, das

alle Funktionen einer Grenze zwischen Trennung und Verbindung erfüllt. Grenzen sind Markierungen des Unterschieds, die im Rahmen der sozialen Praxis als Voraussetzung für Unterscheidungen genutzt werden. Sie sind also unentbehrliche kommunikative Interpunktionen zur Strukturierung von Komplexität – und um diese überhaupt austauschfähig zu machen. Sie können aber unterschiedlich gebraucht werden: nämlich als Unterschiedsbestimmung im Wege der Unterscheidung von Zugehörigkeit, Unterschiedsbestimmung mit dem Ziel der Abgrenzung und Abtrennung und/oder als Unterschiedsbestimmung, um so Passagen der Verbindung von einem zum andern Raum zu markieren.

Nur so kann allererst Kontingenz in Bestimmbarkeit, also in bestimmbare (markierte) Variabilität und Diversität übergeführt werden. Solche Markierungen sind kultürlisch ideologisch motiviert. Genau deshalb ist Geschichte nur qua Medium, niemals aber qua Inhalt gleich Geschichte. Wenn man von „Geschichte“ spricht, dann kann man eigentlich nur das Agenturenmodell der Geschichte meinen, nämlich jene kommunikative und konventionalisierte Rahmung, durch die Symbolisierungen möglich und geschaffen werden. Man kann aber im Hinblick auf die Frage, was war es denn nun wirklich, was wir geschichtlich beschreiben, nicht von der Existenz „der Geschichte“ als zutreffendes Abbild des Geschehens sprechen, sondern bestenfalls von einem Annäherungsmodell, durch das Geschichten in einen verallgemeinerten Diskurs gebunden werden.

Die Aufgabe von Geschichte ist es daher, Nicht-Beobachtbares verstehbar zu machen. Die Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist es (demnach), die Explikationen und Implikationen des Verstehens dessen, was man nicht beobachten kann, so zu beobachten, dass man verstehen kann, was die Beobachtungsvoraussetzungen des alltäglichen Geschichtsgebrauchs sind.

3.4. Pogrammatische Zwischenbilanz

Das alles ist ein hinreichender Grund, um die Legitimation und Kompetenz der Kommunikationswissenschaft im Hinblick auf Geschichte einzufordern und sie in eine die Disziplinen gegenseitig bereichernde transdisziplinäre Konzeption von Geschichte als Kulturmodell der gesellschaftlichen Selbstreflexion, zugleich als Wissensmodell

zur kommunikativen Verfasstheit von Gesellschaften²³ einzubringen, die (dann) durchaus (wenn auch verkürzt) als Mediengeschichte, Kommunikationsgeschichte oder historische Kommunikations- oder Medienwissenschaft firmieren könnte. Dabei stellt sich für ein solches Projekt die Aufgabe aber nicht nur in dem Sinne, dass man der gesellschaftlichen Kommunikation ein geschichtliches Wissensmodell unterlegt, sondern in ebenso umgekehrten Sinne, dass man der gesellschaftlichen Praxis der Geschichte – eben weil als soziale Praxis erkannt – ein Wissensmodell von Kommunikation unterlegt. Die gesellschaftliche Architektur der Kommunikation historisch (als Geschichte) aufzuarbeiten hieße dann, (erstens) Geschichte ebenso als Architektur (ein Werk mit implizitem Bauplan) zu verstehen und (zweitens) die Architektur der Geschichte kommunikologisch (über die Interpretation der kulturprogrammatischen Logik von Kommunikation als soziale Praxis der Verortung des Menschen zu seiner Welt) aufzuarbeiten.

Das hätte Folgen in vielerlei Hinsicht: nicht nur als Erweiterung des Interpretationsspielraums von gegenwartsbezogener Interpretation zu historischen Komplexen (knowledge enlargement), sondern auch als Vertiefung (Enrichment of Consciousness) der Dimensionalität der historischen Interpretation von Themenkomplexen der Gegenwart. Eine in diesem Sinne integrative, im Modell des (methodischen) Verstehens kulturhermeneutisch ausgelegte historische Medien- und Kommunikationswissenschaft wäre ausgewiesen als Wissenschaft

- mit qualitativer Methodenkompetenz, deren methodologisches Interesse es eben wäre, Hypothesen im Wege rekonstruktiver Sozialforschung²⁴ zu generieren (das entspräche eher einem emanzipatorischen und kommunikativen Paradigma),
- mit dem Profil der paradigmatischen Symboli-

sierung von Diskursen, was bedeuten würde: eine historische Kommunikationswissenschaft reflektiert sich selbst im Hinblick auf die Selektivitätsgrenzen und legitimiert so ihre Interpretation von Gegenwart historisch als beispielhafte (epi-digmatische) und beispielgebende (apo-digmatische) Impulse zur Bewältigung von Krisen (aus) der Zeit,

- mit projektivem Verwertungswert, womit sie deutlich machen würde, dass die historische Betrachtung von Gegenwartsdiskursen bzw. die diskurstheoretische Forschung zu Phänotypen der Vergangenheit sehr wohl die Themen- und Problemstellungen der Zukunft sichtbar machen
- und historische Kommunikationswissenschaft wäre in diesem Sinne durchaus eine für die Krisenthemen

Historische Kommunikationswissenschaft wäre durchaus eine für die Krisenthemen der Zukunft prognostische Erschließungsperspektive.

der Zukunft prognostische Erschließungsperspektive, nicht Futuristik, nicht Futurologie, sondern: Future Studies.²⁵

Wie immer, der Befund ist so und anders interessant und relevant sowohl für die historische Kommunikationswissenschaft wie auch für eine kommunikationswissenschaftlich konzipierte Geschichtswissenschaft. Der Zusammenhang von Geschichte und Kommunikation ist evident. Geschichte liegt im Gedächtnis. In diesem versammelt sich – selektiv und veränderlich – die kollektive Erinnerung. Kollektiv werden Erinnerungen durch die Strukturen der Verallgemeinerung, also der Systemisierung und Objektivation (z.B. Aufbewahrung durch Schrift, Fixierung durch Zeit-Daten). Aufbewahrte Inhalte sind aber nicht per se Geschichte in historischem Sinne. Aufbewahrt werden ja nur die Zeichen und Codes zur Wiederverwendung. Durch die Verwendung im Gegenwartszusammenhang wird Aufbewahrtes zur Erinnerung und versteht sich als vergegenwärtigte Vergangenheit: Geschichte als soziale Praxis.

²³ In diesem Zusammenhang beziehe ich mich ohne längere Umschweife auf die programmatischen Positionen wie sie beschrieben sind in dem Reader: Karmasin, Matthias / Winter, Carsten (Hrsg): *Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft. Projekte, Probleme und Perspektiven*. Wiesbaden 2003. Siehe auch: Bauer, Thomas A.: *Vom Strukturblick zum Kulturblick. Entwürfe zu einem Blended-Theory-Modell*. In: Karmasin / Winter, *Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft*, S. 127-

167, speziell S. 32 ff.

²⁴ vgl. dazu Bohnsack, Ralf: *Rekonstruktive Sozialforschung – Einführung in qualitative Methoden*. 5. Aufl. Opladen 2003.

²⁵ Diesen Zusammenhang habe ich bereits eingehender in einem schon länger dauernden Diskurs analysiert, skizzenhaft formuliert in: Bauer, Thomas A.: *Future Competence – a new challenge for the educational communication research*.

In: <http://profed-iamcr.cci.ecu.edu.au> (2005)

4. Medien und Zeit

Medien und Zeit sind Realgrößen unter den Bedingungen ihres kommunikativen Gebrauchs. Beiden Begriffen ist gemeinsam, dass sie etwas bezeichnen, was sie selbst nicht sind, obwohl sie bewirken, was sie bezeichnen: den jeweiligen Anschluss an Vorstellungen von Zeit und Vermittlung. Es ist zu hoffen, dass durch das bisher Gesagte schon deutlich wurde, dass Geschichte eines jener Kontextualisierungsmodelle ist, in dem Zeit und Medien ein interfunktionales Verhältnis gegenseitiger Rationalisierung eingehen:

- Zeit als das Generalisierungsmodell, das die Orte des Geschehens rationalisiert, die so vernünftigerweise niemand in Frage stellen kann, um Geschehenszusammenhänge zu lokalisieren.
- Medien als Generalisierungsmodell der Vermittlung, das den Deutungsrahmen des Geschehens rationalisiert, ohne das Geschehenes nicht (zur) Geschichte würde.

Geschichte ereignet sich nur im Kontext von Kommunikation. In diesem Kontext beansprucht sie zugleich deutendes und/oder gedeutetes Verstehen. Beide Begriffe, Zeit und Medien/Vermittlung sind als Konstrukte zu verstehen, die deshalb miteinander zu tun haben, weil ihnen ähnliche und zugleich sich ergänzende Funktionen zugeordnet werden: sie machen Nicht-Beobachtbares verstehbar. Weder ist die Zeit als Gegenstand für sich beobachtbar, noch ist das, was wir Vermittlung nennen, beobachtbar. In beide Begriffe mischt sich aber eine kulturelle Vorstellung, durch die plausibel wird, was sie beschreiben. Zeit und Medien sind Verstehensmodelle für gedachte, aber nicht beobachtbare Vorgänge. Der technische Blick hat uns da immer schon getäuscht, insbesondere, was den Vorgang der Vermittlung („Übertragung“) angeht. Technisch-mechanische Abläufe der Kommunikation sind aber (auch nur) technisch-mechanisch beschriebene Vorstellungen von Abläufen dessen, was die soziale Praxis der Kommunikation ausmacht. Und dennoch: Die Tatsache, dass sie, obwohl sie nur für etwas stehen, was sie selbst nicht sind, bewirken sie, was sie anzeigen: Medien (Zeichensysteme) verzeitlichen das Geschehen und bringen es so in Einklang mit Ordnungsvorstellungen, zugleich setzen sie Geschehenes in Bezug zu (anderen, z.B. gegenwärtigen) Zeichenwelten und vermitteln (sic!) so eine zukünftige Bedeutung des Geschehenes.

Wie Medien Geschehen in Deutungen verzeitlichen, so vermittelt das Zeitmodell die Bedeutung(en) des Geschehens. Es ist das Zeitmodell, in dessen Rahmen Geschehen gestellt, dem Geschehen die Bedeutung von Geschichte zugeordnet. Das in beiden Konstrukten eingemischte Kausalitätsmodell (lineare Konnektivität bzw. Übertragung) ist im Grunde als Rationalisierungsschema zu werten, das allerdings (offenbar) dazu verführt, das, was man versteht und weil man denkt es zu verstehen, auch für real beobachtbar zu halten. So denken wir (mit der Geschichte) die Zeit zu beobachten (z.B. anhand des Verlaufs der Ereignisse), obwohl wir nur die funktionale Stimmigkeit unserer Maßeinheiten kontrollieren. So denken wir den Vermittlungsvorgang (z.B. als Übertragung) zu beobachten, obwohl wir nur das Kausalitätsmodell in Bezug auf Handlungsfolgen oder Handlungsentsprechungen kontrollieren. Aber immerhin: die Konstrukte machen es möglich, einen solchen Vorgang dingfest (gegenständlich und – wie oben schon angedeutet: kundlich) zu machen.

Klarerweise ist in diesem Zusammenhang, wenn wir von Medien reden, nicht von Medien als Apparaturen, als Produkte oder als Produktionssysteme die Rede, sondern von realen, gelebten oder gedachten Plattformen der sozialen Praxis, von Zeichen- und Bezeichnungszusammenhängen, die in der Lage sind, Deutungen aufzunehmen und auch solche wieder abrufbar zu machen. Medien sind Referenzrahmen für die allgemeine Unterstellung der Wichtigkeit, Gültigkeit und Relevanz von Themen.²⁶ Sie maximieren daher mögliche individuelle Bedeutungen zu kollektiven Deutungsangeboten – nicht selten in direkter Verbindung mit der Minimierung eines differenzierten Verständnisses des Inhalts selbst. Medien sind aber nicht nur Plattformen gesellschaftlicher Diskurse, sondern – im Sinne des Foucault'schen Diskursbegriffs – mehr noch Dispositive der gesellschaftlichen Ordnung, also der Verteilung von hierarchisierter Gesellschaftlichkeit, vor allem im Zusammenhang von wissensbesetzten Diskursen.

Gerade weil (hier) Geschichte als kommunikatives Format beschrieben und deshalb auch so stark in Verbindung zum Medienbegriff konzipiert wird, muss man auch in Augenschein nehmen, dass Medien, wie man mittlerweile weiß, die ihnen oft unterstellte Hoffnung auf Integration

²⁶ Luhmann, Niklas: *Die Realität der Massenmedien*. Opladen 1996.

und gerechte Verteilung von Wissen enttäuschen. Sie integrieren nicht, sie segregieren, segmentieren, fragmentieren – fast muss man sagen: notwendiger Weise. Als Agenturen des Diskurses sind sie Werkstätten der open source of cultural knowledge. Oder, wenn man dies genauer beschreiben möchte: sie sind nichts anderes als das Schaufenster der Diversität des gesellschaftlichen Lebens. Nicht sie sind es, die für Wissen, Moral oder kommunikative Verständigung zu verantworten sind. Vielmehr ist es der Blick in dieses Schaufenster, also die Kultur des Gebrauchs der Medien. Da sie, die Medien, aber im Kontext dieses Gebrauchs zugleich und (zwar) zunehmend als generalisierte Referenzsysteme für kollektive und/oder individuelle Entscheidungen in Gebrauch genommen werden, muss man davon ausgehen, dass sie gewollt-ungewollt auch historische Diskurse mit jeweils herrschenden Werte- und Moralvorstellungen besetzen, um unerwünschte Werte-Einschlüsse zu diskreditieren.

5. Geschichte der Kommunikation und Kommunikation der Geschichte im Kontext von Wissenschaft

Zurückkommend auf das Modell der Kybernetik lässt sich der wissenschaftliche Diskurs zur Geschichte als vermutlich übergeordnete Ebene denken, die man aber auch Geschichte nennt – vermutlich deshalb, weil sie wieder (auch nichts anderes als) Geschichte (also ein kognitives bzw. ein weiteres narratives Modell) zur Geschichte liefert. Geschichte, im wissenschaftlichen Analyseverfahren produziert, kann, wenn man den Vorgang kommunikationswissenschaftlich betrachtet, aber nichts anderes sein als die Geschichte zur Geschichte, die Erzählung zur Erzählung, die Beobachtung zur Beobachtung, vielleicht sogar besser bezeichnet als Meta-Geschichte. Als solche ist sie mehr als nur eine faktifizierende Korrektur des Erzählens. Sie ist jene kritische Instanz, die – ausgestattet mit expliziten und transparenten Methoden der Beobachtung – den Prinzipien des (alltagswissenschaftlichen) Erzählens auf die Spur kommen möchte.

Es ist klar, dass Geschichtswissenschaft im Interesse historischer Wahrheit (konventionalisiertes Deutungsmodell) durch die Benennung von Fakten eine Version des Erzählens schaffen muss, die auf objektiviertem Wissen gebaut und dadurch als verbindlich geachtet wird. Es ist auch klar, dass ohne die Inanspruchnahme solcher Modelle

nichts, keine Gesellschaft, keine Gemeinschaft und keine Entwicklung organisierbar wären. Klar brauchen Gesellschaften, vor allem solange sie national gebildet und gerahmt werden, eine Geschichte, die sich einig sein will. Eine in sich widersprüchliche Geschichte (als Geschichtsbeobachtung und Beobachtungsgeschichte) stellt eine Gesellschaft oder Gemeinschaft, so sie sich kohärent weiß, vor Brüche und Diskontinuitäten. Während eine offene Gesellschaft genau darauf baut und daraus ihre Legitimation schöpft, mühen sich abgeschlossene oder verschlossene Gesellschaften um eine geschlossene Geschichte.

5. 1. Symbolik und Diabolik

Um in diesem Zusammenhang die Rolle der Wissenschaft in der Beschreibung des Lebens und den Unterschied zwischen symbolischer (in Zeichen verbindender) und diabolischer (durch Zeichen trennender, perturbierender) Wissenschaft darzulegen, bedarf es einer systemtheoretischen Konnotation: Während Systeme im Interesse nachhaltigen Überlebens zwar operational geschlossen, kulturell aber offen sind, sind Regime an der Zerstörung von lebendigen Umwelten interessiert und deshalb auch kulturell geschlossen, während sie operationell willkürlich sind. Im Fall von Systemen entspricht die operationelle Geschlossenheit einem biophilen und auf die Eigentümlichkeiten des Lebens eingerichteten Habitus, während die operationelle Willkürlichkeit von Regimen einem nekrophilen und die Eigentümlichkeiten des Lebens zerstörenden Habitus entspricht. Die Eigentümlichkeit des Lebens, um es mit Erich Fromm zu sagen, ist es fehlerhaft zu sein. Jede Perfektion, nicht nur die von Technik oder Pragmatik, sondern vor allem die der Kultur und der Konstitution von Bedeutung zerstört diese selbst. Das Reservoir der Stiftung von Sinn und Bedeutung ist die Summe der möglichen Fehldeutungen. Die kulturelle Ressource der Kommunikation ist nicht das zu Erwartende, sondern das Unerwartbare, die Überraschung, die Differenz. In Lichte dieser Erkenntnis wäre eine sich in der Beobachtung von Kontinuität, Linearität und Kausalität genügende Geschichtsforschung ein leichtfertiger Verzicht auf differentielle Hinweise zu Identität, Zustand und einer Gesellschaft. Differentielle Botschaften mobilisieren die Selbstreflexion der Gesellschaft. Wo sich Forschung und Beobachtung aber im Wiederholen des klinischen Blicks erschöpfen, anstatt im Interesse des Neuen sich immer wieder umzusehen und den (bisher) feh-

lenden Blick auszuprobieren, dort laufen sie Gefahr sich zur Mythenbildung missbrauchen zu lassen.

5.2. Geschichtswissenschaft als Unterbrechung der Geschichte?

In diesem Sinne empfiehlt sich – kommunikationstheoretisch argumentiert – eine auf Differenz ausgerichtete Geschichtsbeobachtung als notwendiger Wechsel in der Beobachtungsgeschichte. Eine solche Unterbrechung wäre nicht nur ein willkürlicher Akt, sondern die Wahrnehmung der dialektischen Rolle der Theorie gegenüber der Praxis. Wo es (bereits) geschieht²⁷, da handelt es sich durchaus um einen (im beschreibenden Sinn des Wortes) intelligenten und experimentellen Regelbruch, der überall dort angebracht ist, wo die Praxis sich nicht (mehr) vom Wissen unterscheidet und solches Wissen daher die Praxis auch nicht mehr ändert.²⁸

In der traditionellen Geschichtsforschung identifiziert man zunächst die (handelnden) Subjekte, um dann über die zwischen diesen bestehenden Verbindungen zu spekulieren. In einer kommunikationstheoretisch begründeten, also kultur-hermeneutischen Forschungsmethodik würde oder müsste man zunächst die relationalen Welten (Diskurse) beschreiben, um dann zu erklären wie es in diesen zu den diversen personellen, zeit-aktuellen oder institutionellen Figurationen kommt. In einem solchen Ansatz wäre Mediengeschichte nicht mehr die Geschichte der Entwicklung der Instrumente zur Optimierung der Kommunikation, sondern die kritische Analyse, aus welchen kulturell programmierten Kopfständen und aus welchen Bedingungen der sozialen Praxis es möglich, nötig, richtig oder unumgänglich war, die Selbstreflexion des Menschen und dessen soziale Vorfindlichkeit (Gesellschaft) zunehmend technisch-ökonomischer Organisation zu überlassen und welche Chancen oder Risiken dabei vergeben oder eingegangen werden. In diesem Sinne wäre Medien- und/oder Kommunikationsgeschichte nicht die Erzählung von/über Medien, sondern

die (mit differentiellen Kriterien arbeitende) Analyse des Diskurses zu Formen medial gebundener sozialer Praxis. Sie müsste also die Medienumwelten betrachten. Was ja auch beobachtungslogisch wäre.²⁹ In diesem Sinne wäre die historische Wissenschaft die notwendige theoretische Unterbrechung (der Regeln) der Praxis.

5.3. Muss wissenschaftliche Geschichte „eine“ Geschichte erzählen?

Die Logik der Zeit hat verführerische Kraft. Sie drängt sich auf, besonders dann, wenn Zusammenhänge als besonders unklar oder chaotisch wahrgenommen werden, wird der Ruf nach der ordnenden Zeit (Daten und Fakten) besonders laut. Dabei ist klar: Es gibt keine Natur der Zeit und daher auch kein Naturgesetz der Zeit oder der Geschichte. Zeit ist keine Aussage der Natur, sondern eine Kulturaussage zur Natur der Dinge, über die wir nicht natürlich, sondern kulturell verfügen. Es gibt kein Protokoll jenseits unserer Zeitvorstellungen zur Zeit. Unsere Protokolle zur Zeit sind Protokolle der Bewältigung von Überraschung und unerwarteter Differenz durch die Objektivierung von Ordnung. Jedes Reden über die Zeit oder über Geschichte ist daher nichts anderes als das Reden über das Reden zur Zeit und zur Geschichte, das Beobachten der Beobachtung. Weil aber das Beobachten von Beobachtung gewissermaßen eine kontrollierende Aktivität zu schon verlaufenden Kontrollaktivitäten ist, stellt sich die Frage nach den Beobachtungsinteressen, die ja auch wieder nur „festgestellt“ werden können, indem man die Kultur der Beobachtung selbst zum Thema macht.

So fallen in der Geschichtsbetrachtung bzw. Geschichtsbeobachtung Beobachtungsgegenstand (Realzusammenhänge) und Beobachtungsperspektive (Zeitzusammenhänge) zusammen.³⁰ Oder noch klarer auf den Punkt gebracht: der Gegenstand der Geschichtsbeobachtung ist die Beobachtungsgeschichte von Geschichte. Da diese sich in Kommunikaten bzw. kulturellen Formaten der Kommunikation darstellt, zeigen

²⁷ Cultural Studies, Oral History und ethnomethodologische Ansätze in der Geschicht(en)forschung haben den Paradigmenwechsel schon vorgezogen und ausprobiert.

²⁸ Die Idee des Begriffes „Unterbrechung“ beinhaltet die Erwartung, dass die Theorie zur Praxis einen Bruch darstellt. Wo dies eine sich als Theorie vermutende Konzeption nicht leistet oder sich bzw. der Praxis nicht zumutet, ist sie nicht mehr als eine „praktische Theorie“, eine Anleitung also zum Glück. Vgl. dazu das theoretische Einleitungskapitel in Schmidt, Siegfried J.: *Unternehmens-*

kultur. Die Grundlage für den wirtschaftlichen Erfolg von Unternehmen. Weilerswist 2004.

²⁹ Schmidt, *Geschichten & Diskurse*, S. 100: „Wenn Beobachtungssysteme nur beobachten können, was sie beobachten und wie sie beobachten (...), dann muss die Beobachtungsrichtung vom System in Richtung Umwelt gehen und nicht umgekehrt.“ Siehe auch: Bauer, *Vom Strukturblick zum Kulturblick*, S. 127-167.

³⁰ Schmidt, *Geschichten & Diskurse*, S. 94.

sich in der Beobachtungsgeschichte große interne Unterschiede der Geschichtsbeobachtung, was die ganz einfache Aussage ermöglicht: Es gibt nicht die Geschichte, nicht die eine Geschichte. Geschichte genügt sich nicht selbst, sondern dem sozial-kommunikativen Zusammenhang, in dem sie (als Erinnerung) entsteht und gebraucht wird. Sie wäre ohne diesen Kontext (als Geschichte) ungenügend. Will man ihre (einigende) Wahrheit feststellen, dann geht dies nur unter Bezug auf ihren Gebrauchszusammenhang.

5.4. Die kommunikationstheoretische Kompetenz der Geschichtswissenschaft

Neben einer narrationslogischen Kompetenz der Geschichtswissenschaft wäre, nach all dem, was hier ausgeführt wurde, auch eine kommunikationstheoretische (diskurs-analytische) Kompetenz der Geschichtswissenschaft einzufordern. Das nur „richtigere“ Erzählen, erarbeitet auf der Basis vergleichsweise vertiefter Quellenforschung, wäre meiner Meinung nach eine Unterforderung der theoretischen und methodischen Kompetenz der Geschichtswissenschaft und überdies eine Missachtung des kulturellen Selbstverständnisses von Wissenschaft als Ort der sozialen Praxis und der kulturellen Unterbrechung. Wissenschaftliche Geschichte, die sich im Zurechtrücken von Fakten und Faktenrelationen genügt, verliert sich (bestenfalls) in möglicherweise genauso trivialisierenden Spekulationen wie die alltagswissenschaftliche Geschichte – wenn auch auf intellektuellem Niveau.

Kommunikationswissenschaftlich ausgelegt ist wissenschaftliche Geschichte aber die Agentur der begründeten Unterscheidung, das Projekt der Differenz. Was meine ich damit? Alltagswissenschaftliche Geschichte ist ein Wissensgut, in das sich Sehnsüchte nach Komplexitätsreduktion und nach Problemelastung einmischen, die z. B. Geschichte verkürzen, um verkürzte Identitätsbilder zu stützen. Das alltagsgeschichtliche

Wissen ist immer gefährdet, in Mythen oder Märchen abzuleiten. So problematisch dies ist im Hinblick auf die Bestimmung der Faktizität des Geschehenen, so sehr spricht daraus aber doch das Bedürfnis nach kommunikativem Sinn von Geschichte. Die kommunikationswissenschaftliche Perspektive der Geschichtswissenschaft, theoretisch und methodisch realisiert, würde oder müsste sich auf diese kulturelle Kompetenz des Erzählens konzentrieren und sie auch wissenschaftlich performieren. Das heißt im Kontext einer kulturologisch, konstruktivistisch und durchaus bewusst postmodern ansetzenden Interpretation: Geschichte verstehen.

Geschichte genügt sich nicht selbst, sondern dem sozial-kommunikativen Zusammenhang, in dem sie entsteht und gebraucht wird.

Ein verstehenstheoretisches Konzept der Geschichtsforschung würde sich, wie schon gesagt, als eine Art Metageschichte selbst-verstehen, in deren Rahmen differenzielle Erkenntnisse gesetzt werden könnten, die einerseits aus der kritischen Beobachtung der kommunikativen Qualität des Erzählens kämen, zum andern aus der – überdies erkenntnistheoretisch ja leicht zu begründenden – Entscheidung für die kommunikationswissenschaftliche Intervention des Erzählens über das Erzählen (Diskurse über Diskurse, Geschichten über Geschichten) über ein differenztheoretisches Kommunikationskonzept. Der Alltagsgebrauch von Geschichte ist kulturelle, weil kommunikative Praxis und umgekehrt. Dies impliziert, weil sich Kommunikationsrituale verselbständigen und sich ihre eigene Realität bilden, dass besonders dort, wo Kulturzusammenhänge territorialisiert und über (thematische, symbolische, sprachliche, nationale etc.) Territorialansprüche voneinander abgegrenzt werden,³¹ Kulturen oder Gesellschaften als abgrenzbare Einheiten vergeschichtlicht (oder in Geschichte-n mythologisiert) werden, wo solche Grenzen möglicherweise den Wertungswert von Geschichte ungehörig begrenzen. So wird der Nationalsozialismus schnell zu einem deutschen oder österreichischen Phänomen oder vielleicht sogar zu einer solchen Realität, von der man meint, dass man sie durch eine

³¹ vgl. zu dieser Problematik von kultureller Territorialisierung und (theoretischer) Deterritorialisierung von Kultur: Tomlinson, John: Internationalismus, Globalisierung und kultureller Imperialismus. In: Hepp, Andreas / Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Grundlagentexte zur transkulturellen*

Kommunikation. Konstanz 2002, S. 140-163. Siehe auch Hepp, Andreas / Löffelholz, Martin: *Transkulturelle Kommunikation. Einführung in die Grundlagentexte*. In: dies., *Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation*, S. 11-33, hier S. 12.

entsprechend beweisende Faktenforschung begründen müsste, dessen Spielräume und Spielarten jenseits nationaler Grenzen (Territorien) aber blieben unerforscht. So wird politischer Terror sehr schnell und sehr einfach zu einem Phänomen des religiösen Fundamentalismus („Täter“), dessen Realität man mit entsprechend selektierter Faktenforschung auch noch zu objektivieren versucht. Die generative Korrespondenz des Phänomens in den vom „Terror bedrohten“ Territorien („Opfer“) bliebe unbeforscht.

Jede Territorialisierung von Realität verniedlicht zum einen die (möglicherweise dem Prinzip der Dialektik verpflichtete) Komplexität der Konstruktion von Realität über den Weg symbolisch-interaktiver Tauschgeschäfte und konzentriert sich überdies, weil Territorien verteidigend, einseitig auf das soziale Unterscheidungskriterium Macht. Dass Geschichte auf weiten Strecken eben nur Machtgeschichte ist, hat mit dieser kulturellen Verstrickung zu tun. Wenn aber Geschichte ein relevantes Moment in der Konstruktion von Gegenwart sein oder bleiben soll, dann verlangt eine sich der laufenden Transformation bewusste Gesellschaft, eine transkulturell-hybride, sich globalisierende und, was ihr Identitätskonzept betrifft, zunehmend nomadisierende Gesellschaft – erstens ein Geschichte-Modell, das kommunikationstheoretisch interpretiert wird, – zweitens ein Kommunikationsmodell, das nicht (mehr) der Gleichheit und Ähnlichkeit das (theoretische) Wort redet, sondern das sich für Unterschiedlichkeit und Differenz als emanzipatorische

Paradigmata der theoretischen Interpretation der Konstruktion von Realität entscheidet, das in der Differenz nicht das Problem, sondern die Lösung erkennt,

– drittens ein Unterscheidungskriterium für geschichtliche Wahrheit, in dem nicht die Fakten Realitäten beweisen, sondern Realitäten die Fakten erklären.

Eine sich als Kommunikations-, Medien- oder Wissensgesellschaft definierende Gegenwart – selbst wenn dies nur Mythologien wären – fordert geradezu eine kommunikationswissenschaftlich organisierte Geschichtsforschung, die in der Kommunikation die Kultur der Gesellschaft und in der Kultur die Herausforderungen der Kommunikation der Gesellschaft erkennt. Erstens würde sie damit die Chance wahrnehmen, ähnlich und entsprechend dem Anliegen der Cultural Studies, sich von dem Thema der strukturellen Macht zu lösen, durch das Geschichte und Geschichtsforschung auf weiten Strecken Elitegeschichte und Eliteforschung blieb. Zweitens würde sie, wie weiter oben schon beschrieben wurde, sich lösen von den kognitionslogischen Modellen der Kausalität, durch die sie meint die zeitliche Konnektivität über Identität, Kontinuität und Linearität sicher erfassen zu können. Eine diskursanalytisch und so eben auch versteht-kommunikationswissenschaftlich angelegte Geschichtsforschung wäre dann gewissermaßen eine Erzählforschung, die eine erzählende Forschung nicht ersetzen, aber unbedingt ergänzen könnte.

Thomas A. BAUER (1945)

Dr. phil., Universitätsprofessor am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien, Ordinarius für Audiovisuellen Journalismus. Permanente Gastprofessuren an der PUC-Universidade São Paulo, Brasilien, an der City University New York, USA, Univerza v Maribor, Slowenien. Gastlektor an den Universitäten Zagreb, Dubrovnik, Krems. Präsident der Austrian-American Film Association, Präsident der Österr. Gesellschaft für Bildung und Kommunikation, Herausgeber von „deScripto“, Magazine of Media in South East Europe, Vorsitzender des Herausgebervereins „Okto“, Offenes Community TV Wien, Vizepräsident der European Society for Education and Communication (ESEC)

Arbeitsschwerpunkte: Medienkultur, Interkulturelle Kommunikation, Medienkompetenzpädagogik, Kommunikationswissenschaftliche Theoriediskurse, Internationale Studienprogramme: Urban Communications, Health Communications, Future Studies, Organizational Communications, International and Intercultural PR Studies.

Rezensionen

WOLFRAM DORNIK: *Erinnerungskulturen im Cyberspace. Eine Bestandsaufnahme österreichischer Websites zu Nationalsozialismus und Holocaust.* (=Network Cultural Diversity and New Media) Berlin: trafo Verlag 2004, 284 Seiten.

Die Rolle und die spezifischen Präsentations- und Kodierformen unterschiedlicher Medien bei der Verfertigung von Erinnerungsbildern und Geschichtsdeutungen hat eine interdisziplinäre Forschung angeregt, die von Kommunikationswissenschaftlern, Historikern, Literaturwissenschaftlern und Pädagogen gleichermaßen getragen wird. Dies betrifft die mediale Bearbeitung und Repräsentation des Nationalsozialismus und des Holocaust in ganz besonders hohem Maße. Während sowohl Dokumentarfilme und Zeitungsberichterstattung als auch Kunstwerke und Architektur mittlerweile umfangreich untersucht und systematisiert wurden, ist, bis auf wenige Ausnahmen, ein Forschungsdesideratum weiterhin für das Internet als Informations- und Kommunikationsplattform, vor allem als Gegenstand empirischer Studien, zu konstatieren. Das aus der Dissertation des Historikers Wolfram Dornik hervorgegangene Buch ist genau hier zu verorten: es geht um die Frage einer neumedialen, virtuellen Erinnerungskultur, exemplifiziert anhand österreichischer Websites zu Nationalsozialismus und Holocaust.

Ausgehend von der Unterscheidung in Erinnerungsorte, wie etwa Denkmäler, und Gedächtnisspeicher, wie Museen oder Archive, stellt sich der Autor die Frage, ob man die Erinnerungskultur im Internet einer dieser Formen zuordnen kann oder ob von „eigenständigen, virtuellen Erinnerungskulturen“ (S. 15) auszugehen ist. Weiterhin interessiert Dornik, wodurch sich diese Erinnerungskulturen von jenen des „materiellen Raumes“ abgrenzen lassen. Mit „materiellem Raum“ meint er dabei weder Denkmäler noch andere architektonische Orte der Erinnerung, sondern – etwas unkonventionell – die verschiedenen, in der politischen Sphäre des Nachkriegsösterreich stattfindenden Debatten und Diskurse. Zwischen Erinnerung im materiellen und virtuellen Raum sollen „Brüche und Kontinuitäten“ erkennbar gemacht werden (S. 16).

Die Untersuchung Dorniks besteht im Wesentlichen aus vier Teilen. Zunächst widmet sich die Studie der Geschichte und Bedeutung des Internet sowie seiner Relevanz in Österreich. Dazu

werden Stationen in der Entwicklung von den militärischen Anfängen bis hin zur Einführung des WWW-Browsers und damit einer gesteigerten gesellschaftlichen Breitenwirkung des Internet nachgezeichnet.

Das zweite Kapitel will wesentliche Stränge der wissenschaftlichen und öffentlichen Diskussion zu Nationalsozialismus und Holocaust in Österreich nach 1945 zusammenfassen, um die Erinnerungskultur im „materiellen Raum“ als Hintergrundfolie zur Betrachtung der virtuellen Erinnerung zu skizzieren. Nach dem Verweis auf die zentrale Bedeutung von Jan Assmanns Definition des kollektiven Gedächtnisses für seine Arbeit, handelt der Autor den komplexen Entwurf einer Theorie des kulturellen Gedächtnisses auf kaum einer Seite recht knapp ab (S. 44). Eine schon an dieser Stelle ausführlichere und differenzierte Klärung der gedächtnistheoretischen Grundlagen und Begrifflichkeiten wäre hilfreich gewesen. Mit Moritz Csaky und Friedrich Heer werden sodann Vielschichtigkeit und Pluralität als die wesentlichen Elemente der historischen Identität Österreichs ausgemacht. Die dann folgende, gelungene Abhandlung zum Umgang mit dem Nationalsozialismus im juristischen und politischen System, in der Wissenschaft und den öffentlichen Debatten, beleuchtet die nationale Symbolik Österreichs ebenso wie die antikommunistische Grundhaltung nach den juristischen Entnazifizierungsprozessen, mit der eine Reintegration ehemaliger NationalsozialistInnen in die österreichische Gesellschaft möglich wurde. Erst in den 80er Jahren, so Dornik, wurde die Opferthese, mit der die Schuld des Nationalsozialismus auf Deutschland externalisiert wurde, dekonstruiert und die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus intensiviert sich.

Im vierten Kapitel werden Theorien und Ansätze zu Erinnerung, Gedächtnis, Identität und Wahrnehmung im Kontext von Digitalisierung, Globalisierung, Computerisierung und zunehmender Verbreitung des Internet präsentiert und diskutiert. Zusammenfassend macht Dornik als vorrangige Deutungsmuster zum Internet und zur Digitalisierung neben Simulation und Visualisierung auch die zunehmende Individualisierung aus. Dabei ermöglicht Simulation die „Nachbildung von nicht Existierendem“ (S. 75), was wiederum visuell auch umgesetzt werden kann und einer Wirkungsmacht der Bilder Vorschub leistet. Individualisierung bezieht Dornik hauptsächlich auf die Identitätskonstruktion und die (mit

Sherry Turkle argumentierten) Wandlungen der Identitäten im Internet. Vervielfältigung mit gleichzeitiger Hybridisierung schließlich meint die (Neu-)Verknüpfung der in den Cyberspace externalisierten und dadurch entorteten Identitäten, Erzählungen und Gedächtnisse. Dornik referiert in diesem Abschnitt Walter Benjamin und Pierre Levy ebenso wie Daniel Levy und Natan Sznaider im Zusammenhang mit dem Holocaust als globaler Metapher. Auch wenn die sich aus den referierten Ansätzen ergebenden Fragen nur teilweise ausgeführt und auf den konkreten Untersuchungsgegenstand bezogen werden, bieten sie doch inspirierende Gedanken.

Vor dem Hintergrund seiner bereits einleitend formulierten, übergreifenden These, dass das Internet durchaus als Gedächtnisort im Assmannschen Sinne, nicht aber als Erinnerungs-ort zu begreifen sei, geht es im empirischen Teil, dem Hauptteil der Arbeit, vorrangig um die Frage, wie sich die Erinnerungskulturen im Internet entwickelt haben. Dies geschieht anhand zweier Grundannahmen, genauer: einer Symmetrie- und einer Autodeterminations-These. Während erstere besagt, dass sich die virtuellen Erinnerungskulturen an denen des materiellen Raumes orientieren, diese also lediglich spiegeln, wird in der zweiten davon ausgegangen, dass sich durch hypertextuelle und multimediale Besonderheiten des Cyberspace eigenständige, unabhängige Formen der Erinnerung herausgebildet haben (S. 109). Im Anschluss an Irmela Schneider engagiert sich der Autor für die „Logik des Sowohl-als-auch“ was bedeutet, „dass sich im Hypertext eigenständige Formen der Erinnerung von Geschichten entwickeln, die im ‚Real Life‘ geprägt wurden.“ (S. 110) Zunächst werden die vorhandenen österreichischen Websites, die sich mit österreichischer Geschichte im 20. Jahrhundert befassen – es sind insgesamt 370 – quantitativ erfasst. Dornik identifiziert dabei drei bereits einleitend definierte Typen: thematische Websites, online-Fachinformation und Repräsentativsites von Institutionen, von denen der quantitativen Verteilung nach die Repräsentativsites den größten Anteil ausmachen. Anschließend werden neun exemplarisch ausgewählte Websites einer qualitativen kulturwissenschaftlichen Detailanalyse unterzogen, wobei das äußerst detaillierte Analyseraster für die qualitative Untersuchung aus einem technischen und einem medientheoretischen Teil, einer inhaltlichen Analyse und einer kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung besteht. Ist die Anlage der Untersuchung als sehr wohl durchdacht anzusehen, so beziehen sich

kleinere methodische Mängel zunächst auf die Auswahl der Websites. Gerade qualitative Untersuchungen sehen sich häufig dem Vorwurf von zu großer Willkür und Subjektivität in Auswahl und Auswertung ausgesetzt. Daher ist zu überdenken, ob die Auswahl konkreter, etwa im Sinne des „theoretical sampling“ nach Glaser und Strauss (*Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*), begründet werden sollte, und nicht allein damit, „ein möglichst breites Spektrum an Themen, Zugängen, Vergangenheitsauffassungen und Gedächtnissen“ (S. 79) aufzuzeigen. Ebenso kann man die Anbindung an eine allgemeine inhaltsanalytische Methodik und deren Problematisierung vermissen.

Erinnerungskulturen im Cyberspace, so das Hauptergebnis der Studie, sind von Hybridität geprägt, denn: „Weder die Spiegelung, noch die völlige Autonomie treffen in ihrer Reinform zu.“ (S. 210) Diese hybride Form der Erinnerung wird abschließend durch drei Merkmale charakterisiert: Das Internet unterstützt die Regionalisierung des Holocaust, die Websites sind zum zweiten stark semiotisiert, wobei sich keine eigenständige, vom materiellen Raum losgelöste Symbolik durchzusetzen scheint. Schließlich werden alternative Vergangenheitsinterpretationen unterstützt, was auf alternative Anbieter, in diesem Kontext ProduzentInnen von Geschichte(n), zurückzuführen ist.

Hervorzuheben bleibt abschließend, dass Wolfgang Dorniks Arbeit eine der wenigen in diesem Themenbereich ist, die über einen umfangreichen empirischen Teil verfügt. Seine Arbeit beschreibt und diskutiert anregend die Spezifik einer virtuellen Erinnerungskultur an Nationalsozialismus und Holocaust, gerade im Vergleich zu den im „Real Life“ ausgetragenen Erinnerungsdiskursen. Inwieweit diese „Erinnerungskultur im Cyberspace“ auf der Nutzerebene auch tatsächlich relevant wird, bleibt eine der spannenden Fragen der nächsten Zeit.

Dörte Hein

LUDWIG FISCHER (HRSG.): *Programm und Programmatik. Kultur- und medienwissenschaftliche Analysen*. Konstanz: UVK 2006, 440 Seiten.

Die etymologische Herleitung des Wortes „Programm“ veranschaulicht nicht nur dessen Bedeutungsvielfalt, sondern auch dessen unmittelbare Nähe zur „Programmatik“. Wie Ludwig Fischer

ausführt: „gramma meint eben nicht nur ‚Buchstabe, Inschrift, Buch, Dokument‘, sondern auch ‚Verzeichnis‘ und ‚Elementarkenntnisse‘; *prographēin* heißt sowohl ‚vorher schreiben‘ wie ‚vorherbezeichnen‘ und ‚vorzeichnen“ (S. 11) In Analogie zu Flusser, der mit Nachdruck auf die Implikation von Macht in diesem Vor(her)schreiben hingewiesen hat, ist also auch dieser Sammelband angelegt. 30 Beiträge von Medien- und Kulturwissenschaftlern, zu immerhin neun thematischen Blöcken gebündelt, unterstreichen die aus dem altgriechischen Wortstamm ersichtliche Multidimensionalität von „Programm“. Einen thematischen Schwerpunkt bildet dabei die Rolle des Programms in der Kino-, Fernseh- und Hörfunkgeschichte. Kein Wunder, ist doch dieses Buch jenem Forscher gewidmet, der die Fernseh- wie die Radiohistoriographie aus der Sicht der Rezipienten vehement einforderte und der in der Folge sein theoretisches Gebäude auf den Grundfesten des im Kino angelegten Modells des „Dispositivs“ aufbaute. Die Rede ist natürlich von Knut Hickethier, aus Anlass dessen 60. Geburtstags dieses Buch entstand.

Den Auftakt macht ein Quartett, das aus unterschiedlichsten Perspektiven, jedoch mit gleicher Vehemenz an der Dekonstruktion des vermeintlich rechtmäßigen Anspruchs auf Programmatik arbeitet. Rolf Lindner geht dabei wissenschaftstheoretisch vor und führt aus, mit welcher Kritik die Cultural Studies, deren Wissenschaftsverständnis er pointiert als „programmatisch unprogrammatisch“ (S. 22) bezeichnet, konfrontiert wurde und wird. Am Beispiel der Geburtsstätte dieser Disziplin, des Birminghamer „Centre for Contemporary Cultural Studies“, legt er eine kurze Geschichte der Rezeption in der Scientific Community dar: Ausgehend vom verspäteten Start der Wahrnehmung dieser Denktradition im deutschsprachigen Raum, über den Vorwurf der undifferenzierten Verherrlichung jedes Konsumakts als symbolischer Widerstandsakt bis zum Vordacht, hier entstehe eine Disziplin, die mangels theoretischer wie methodischer Fundierung den einfachen und raschen Erwerb einer akademischen Würde ermögliche, zeigt er die Entwicklungsstränge der Kritik auf, um schließlich auf des Pudels Kern zu stoßen: „Ein Fach, das sich um solche Zuständigkeiten nicht schert, verletzt Gewohnheitsrechte, deren Einhaltung als Teil eines stillschweigenden Abkommens vorausgesetzt wird.“ (S. 22) Nach der Darstellung der Cultural Studies als Verweigerer der Arbeitsteilung und Durchbrecher der wissenschaftlichen Konvention, kulminieren seine Ausführungen im

Medienphänomen Cultural Studies, das gleichsam „anziehend faszinierend“ wie „jung, rebellisch, sexy“ (S. 23) anmutet und damit auch jenseits der Akademien Anhänger findet. Im Finale konterkariert Lindner jede Trennlinie zwischen Wissenschaft und Gesellschaft und fordert – ganz dem Trend der Popularisierung der Akademien folgend – eine Identitätsfindung wissenschaftlicher Disziplinen unter Bezugnahme der Medienkultur ein.

Marianne Schuller verdeutlicht das Missverhältnis von abgehobenem Programm gleich purer Theorie und realitätsnaher Praxis anhand von zwei Beispielen. Einerseits greift sie auf den Streit zwischen Rosa Luxemburg und Wladimir Iljitsch Lenin über die Frage der Organisation der Partei zurück, andererseits skizziert sie das Dilemma anhand der methodisch begründeten Meinungsverschiedenheiten zwischen Freud und Adler innerhalb der psychoanalytischen Bewegung. Um das theoretische Konzept von seinem imperativen Charakter zu entledigen, formuliert sie schließlich folgenden Ansatz: „Programme wird und muss es weiter geben; es kommt aber alles darauf an, sie in Nicht-Übereinstimmung mit dem zu bringen, was sie vorschreiben: Im Fehlgehen des Programms als Vor-Schrift (...) erst springt der unabsehbare Reichtum des Wirklichen auf.“ (S. 31)

Irmbert Schenk widmet sich dem Filmemacher Michelangelo Antonioni, der nicht nur seiner Zeit voraus war, sondern auch der vorgegebenen ästhetischen Programmatik zuwiderlief. Anno 1960, im Entstehungszeitraum des europäischen Erzähl- und Autorenfilms, der von Regisseuren wie Fellini, Visconti, Truffaut, Godard, Bergman und Bunuel propagiert wurde, konnte er mit seinem Konzept des Zertrümmerns von Kausalketten wie der linearen narrativen Erzählstruktur nicht reüssieren.

Mit einer literaturhistorischen Erklärung zum Reality-Boom schließt Bernd Stenzig den Reigen der Argumente gegen jegliche Programmatik ab. Er greift dabei auf Franz Kafkas Parabel „Josefine, die Sängerin oder das Volk der Mäuse“ zurück. Die Protagonistin Maus Josefine meint eine talentierte Chanteuse zu sein, obwohl die von ihr produzierten Töne das physiologisch angeborene Pfeifen sind, das Mäuse unbewusst produzieren. Paradoxerweise wird Josefines Pfeifen aufgrund ihrer Selbstinszenierung und ihrer wahrnehmbaren Anstrengung beim Pfeifen als Kunst wahrgenommen. Basierend auf der Bestimmung von Kunst als Freilegung des eigentlichen Wesens einer Sache, als Veranschaulichung der Existenz (vgl. S. 55), ist Josefines Pfeifen auch als Kunst zu

betrachten. Wie Stenzig aufzeigt, ist Kafkas Versuch, den bürgerlichen Kunstbegriff des 18. Jahrhunderts aufzubrechen, der Beginn einer Reihe von Provokationen in der Kunstgeschichte. Den kritischen Punkt ortet der Autor allerdings dort, wo im Bewusstmachen von Alltagswelten zwischen High und Low unterschieden wird. Der sich rasierende Künstler auf der Bühne mutiert zum Agent provocateur, während sich das anspruchsvoll kunstsinnige Publikum angeekelt abwendet, wenn ein Bewohner des „Big Brother“-Geländes der Körperpflege nachgeht. Programmatik also auch hier und heute.

Im folgenden Abschnitt „Zur Theorie des Programms“ wird das thematische Spektrum keinesfalls kleiner: Hartmut Winkler beschäftigt sich mit drei Feldern im Universum Schrift – der Schrifttheorie, der Datenverarbeitung und der Kulturtheorie – und arbeitet dabei die omnipräsente Dimension Macht heraus. Joachim Paech führt unser Verlangen nach Leben wie im Ideal Fernsehen bzw. Film vor Augen. Ludwig Fischer rekonstruiert die Karriere des Modells „Dispositiv“ beginnend bei Baudrys Rezeptionssituation im Kino und dessen psychoanalytischen Implikationen über die Modifikation des Begriffs durch Foucault bis zur an der Empirie verhafteten Entwicklung des „Dispositivs“ für die Rezeptionsgeschichtsschreibung von Knut Hickethier. Bildmedien wie Bildschirmmedien bedient Reinhold Viehoff in seinem Beitrag zur ritualisierten Inszenierung von Bildern.

Die unter dem Diktum „Programm Archäologie“ versammelten Beiträge driften auf der inhaltlichen wie auf der historischen Achse gleichermaßen auseinander. Die Hupensymphonie in der sowjetischen Avantgarde 1922/23 steht hier neben dem Kulturwandel bei Rabelais und der Pornographie in der Kulturgeschichte der Medien von der Antike bis zur Gegenwart. Einzig Werner Faulstich, der Autor des letztgenannten Aufsatzes, führt dabei seine Definition des Medienbegriffs ein und geht damit medien- und kommunikationswissenschaftlich vor. Ausgehend von den aus der historischen Entwicklung abgeleiteten vier Typen von Medien – Menschenmedien, Druckmedien, elektronische Medien und digitale Medien – skizziert er die Darstellung der Pornographie innerhalb dieser vier Perioden. Wie sich zeigt, wird auch hier programmatisch vorgegangen, erfährt das Rollenspiel ebenso wie der Rahmen und die Art der sexuellen Handlung eine typologische Inszenierung. Siegfried Weischenberg, der zweite Beiträger zur Rubrik „Kultur-Programme“, liefert eine pointierte Beschrei-

bung der Akteure im Kulturprogramm öffentlich-rechtlicher Sendeanstalten. Aus der Kakophonie der Diskutanten und Zurufer identifiziert er vier verschiedene Stimmlagen. Dabei nimmt er sein eigenes Umfeld, die Forscher, Kritiker und Theoretiker ebenso wenig aus, wie die vielfach zum Zynismus gezwungenen Programmmacher und Lobbyisten, die verantwortlichen Juristen, Intendanten und Rundfunkräte wie die leises Echo erzeugende Seite des Publikums. Auf den sechs Beiträge umfassenden filmtheoretischen Block unter dem Titel „Kino-Programme“ folgen Abhandlungen zu Hörfunk und Fernsehen. Peter von Rüden skizziert die programmplanerischen Absichten der Alliierten beim NSDR nach 1945, während Hans-Ulrich Wagner die Programmentwicklung dieses Senders aus kommunikatorgeschichtlicher Sicht ausleuchtet. Er handelt die Ideen des Leiters der politischen Abteilung Karl-Eduard von Schnitzler ab. Axel Schildt rundet das Bild mit der Sicht auf Hörerwünsche ab. Für die Kategorie „Fernseh-Programm“ stehen zwei Beiträge aus der planerischen Perspektive. Dabei wird ein frühes Konzept der Fernsehplanung – der Film noir in der Adenauerära – und eine Strategie der Gegenwart – das aus Amerika übernommene Serien Spin-off – als Bestimmung des Anfangs- wie des vorläufigen Endpunktes aufgegriffen. Programmatik im ansonsten schwer zu kontrollierenden Internet ortet Joan Kristin Bleicher bei Portalen zum Cyberspace. Nach dieser Tour de force durch die Zeit wie durch die medialen Darstellungsformen langt der Leser beim letzten Abschnitt, bei den „Programm-Wirkungen“, an. Hier ist es wiederum Uwe Hasebrink, der die Vorstellung vom Potential der Fernsehsender, eine Programmatik vorzugeben, kategorisch ablehnt. Zeichneten sich Programmmedien für den Nutzer einst durch konkrete Angebote zu konkreten Zeiten, Auswahl aus verschiedenen, zeitlich parallel verlaufenden Programmen und durch zeitliche Anordnung bedingte sendungsübergreifende Strukturen aus, (S. 387) ist dieser Katalog im Zeitalter der Digitalisierung wie der überbordenden Programmvelfalt nicht mehr gültig. Rund 40 Programme stehen dem deutschen Nutzer zur Verfügung, der Videorecorder ermöglicht die Entkoppelung vom vorgegebenen Programm, viel mehr noch tut dies das digitale Fernsehen. Wie Hasebrink verdeutlicht, hat sich das Verhältnis und die Abhängigkeit des Publikums vom Programm verändert, und sich die Möglichkeit zur Machtausübung ein gewaltiges Stück in Richtung Publikum verschoben. Freilich ist die völlige Entkoppelung von

vorgegebenen Angeboten nicht erfolgt und wird – so die Prognose des Autors – auch nicht passieren. Zu konstatieren sei vielmehr eine Emanzipation der Menschen vor dem Bildschirm und die damit erforderliche Rekonstruktion des Verhältnisses in den Köpfen der Programmacher.

Im Bemühen, keinesfalls programmatisch zu agieren, hinterlässt die Lektüre dieses Sammelbandes ein Gefühl der Entgrenzung wie der Uferlosigkeit. Europäische Ethnologen, Literaturwissenschaftler, Filmwissenschaftler, Romanisten, Historiker und Medien- und Kommunikationswissenschaftler bemühen sich hier um eine Erkundung des Begriffs „Programm“. Am Ende bleibt der Eindruck, dass in diesem schier endlosen Strom an kreativen Zugängen und neuen Ideen das Fach – findet es nicht bald einen rettenden Hafen bzw. einen gemeinsamen fixen Ankerplatz – zu ertrinken droht.

Gaby Falböck

RAINER WINTER (HRSG.): *Medienkultur, Kritik und Demokratie. Der Douglas Kellner Reader*. Köln: Herbert von Halem Verlag 2005, 381 Seiten.

Im vorliegenden Buch gibt Rainer Winter erstmals eine deutsche Ausgabe bedeutender Aufsätze Douglas Kellners heraus. Mit seinen „philosophisch orientierte(n) Cultural Studies“ (S. 8) ist der Vielschreiber Kellner einer der sichtbarsten Vertreter der kritisch-kulturalistischen Medientheorie. Der Band versammelt dreizehn seiner Artikel, die zwischen 1988 und 2004 entstanden sind. Der thematische Bogen spannt sich dabei von (meta-)theoretischen Fragen (Cultural Studies als Kritische Theorie: Abschnitt I) über die Analyse postmoderner medialer Texte (Medienkultur – Zwischen Moderne und Postmoderne: Abschnitt II) hin zu demokratietheoretischen und politischen Schriften (Neue Technologien, Krieg und die Herausforderungen für Demokratie und Pädagogik: Abschnitt III).

Kellners Interessen sind weit gespannt – sein Zugang ist im besten Sinne des Wortes undiszipliniert. Eine fachliche oder theoretische Zuordnung seines Schaffens ist kaum möglich, in jeder Hinsicht jedoch kommunikationswissenschaftlich relevant. So pendeln Kellners Arbeiten zwischen Kritischer Theorie, Cultural Studies und postmoderner Philosophie. Als Philosoph der Medienkultur illustriert er seine theoriesyntheti-

schen und oft explizit politischen Ausführungen gerne mit aktuellen Beispielen („readings“) aus dem Bereich der populärkulturellen, medialen Unterhaltung. Zugleich entspricht er dem klassischen Typus eines öffentlichen Intellektuellen – seine Vorträge sind oftmals am ehesten als politische Interventionen zu verstehen, insbesondere seit er sich mit seiner Buch-Trilogie (*Grand Theft 2000*, *Media Spectacle* sowie *From 9/11 to Terror War: The Dangers of the Bush Legacy*) dem Kampf gegen die neokonservative politische Hegemonie der Regierung Bush jr. verschrieben zu haben scheint.

Die gegenständliche Kompilation beginnt idealerweise mit einem längeren Auszug aus seinem Buch *Media Culture* (1995), enthält dieser doch, in der für Kellner typischen sprachlichen Dichte und Fülle, eine gute Synopse über seine langjährigen theoretischen Arbeiten (*Für eine kritische, multikulturelle und multiperspektivische Dimension in den Cultural Studies*, S. 12-58). Sein zentrales Thema ist das der Medienkultur, wobei Kultur für Kellner immer „inhärent politisch“ (S. 14) ist. So zielt seine Arbeit auf die Erhellung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungsstufe spätkapitalistischer Demokratien unter den Vorzeichen der Zentralität medialer Kommunikation ab, der er mit seiner Version von „critical media cultural studies“ beizukommen versucht.

Kritischer Multikulturalismus bzw. Kritische Cultural Studies sind bei Kellner ein ostentativ normatives Projekt im „Kampf für die Emanzipation und die Schaffung einer freieren, gerechteren und mehr an Gleichheit orientierten Gesellschaftsordnung“ (S. 19). Sein Plädoyer für einen multiperspektivischen Zugang meint genau jene undogmatische theoretische Arbeit mit einer Fülle von Ansätzen, um Kultur (und ihre medialen Artefakte) „zu interpretieren, kritisieren, und dekonstruieren“ (S. 20). Zu diesem Zweck synthetisiert er eine Medientheorie, die kritisch (historisch-materialistisch), multikulturell (Integration feministischer, ethnischer, minoritärer Perspektiven), multiperspektivisch (kontextuell, soziokulturell verortet) und ideologiekritisch ist (qua semiologischer und poststrukturalistischer Erweiterungen der klassischen Ideologiekritik). Seinem Verständnis nach ist die in unseren westlichen Gesellschaften vorherrschende Medienkultur jenes umkämpfte Territorium, auf dem Gesellschaft selbstreflexiv und gesellschaftliche Macht sichtbar, analysierbar und kritisierbar wird.

Medientheorie ist für Kellner dabei immer auch Gesellschaftstheorie, da er, im Anschluss an die Frankfurter Schule, gesellschaftliche Kommunikation, ihre Themen und Diskurse sowie die Artefakte der populären Kultur als Indikatoren und Zugänge zu gesellschaftlichen, politischen Prozessen betrachtet. „Aufgrund der Nähe von populären Medientexten zu ihren sozialen Bedingungen gewähren sie Zugang zu den sozialen Realitäten ihrer Zeit und können daher dahingehend gelesen werden, dass sie Einsichten in das geben, was tatsächlich in einer bestimmten Gesellschaft zu einem gegebenen Zeitpunkt vor sich geht“ (S. 37). Medien und Massenkommunikation sind somit bei Kellner vor allem ein Zugang zu den zirkulierenden Identitäten, Werten, Diskursen einer Gesellschaft. Dieser Analyse dient auch der Einsatz der „Dualen Hermeneutik“, der Versuch sowohl das ideologische als auch das utopische Potenzial der Kultur zu analysieren, und für ein emanzipatorisches Projekt zur Anwendung zu bringen. Dabei bringt er eine breite Palette von Konzepten und Instrumenten zur Anwendung, von ideologiekritischen Readings bis hin zu psychoanalytisch informierten Analysen. Diese werden im Sinne der „Immanenten Kritik“ zu Mitteln der Denunziation und Illustration herrschender Ungerechtigkeiten.

Seine Verbundenheit mit der Frankfurter Schule merkt man auch dem zweiten Text an (*Cultural Studies und Philosophie: Eine Intervention*, S. 59-77), in dem er einleitend die Parallelen und Komplementaritäten zwischen Kritischer Theorie und Cultural Studies herausstreicht und für deren engere Verknüpfung plädiert. Kontext seiner Bemühungen für eine Erneuerung des kritischen Projektes innerhalb der kulturalistisch orientierten Kommunikationsforschung ist das, was er als die Vernachlässigung der Philosophie in den Cultural Studies bezeichnet. Dies mache Cultural Studies epistemologisch angreifbar, wobei die Philosophie Abhilfe schaffen könnte, indem sie zur Schaffung einer Metatheorie beiträgt.

In der Folge (*Postmodernismus als kritische Gesellschaftstheorie? Herausforderungen und Probleme*, S. 78-109) geht es Kellner um den Versuch der Fusion postmoderner Gesellschaftstheorien mit einem kritischen Projekt. Er „browst“ durch einige der wichtigsten philosophischen Ansätze der französischen postmodernen Theorie, um diese in Hinblick auf ihre Aussagekraft für das Soziale zu verwerten. So diskutiert er die Arbeiten Baudrillards, ebenso wie jene Lyotards, denen er

jedoch vorwirft, sich in der Aporie ihrer eigenen Meistererzählung zu verfangen, ahistorisch, und für eine kritische zeitgenössische Gesellschaftsanalyse zu abstrakt zu sein. Hingegen fänden sich in Jamesons Theorie konkretere Ansätze, den Postmodernismus als kulturelle Logik des Spätkapitalismus zu analysieren. Auch Kellner artikuliert die Vermutung, wir lebten in einer „Gesellschaft des Umbruchs“ (Horkheimer), die zu fassen und zu verstehen die Aufgabe zeitgenössischer Sozialwissenschaft sein sollte. Insofern bedauert er auch die vornehmliche Abwehrhaltung der zweiten und dritten Generation Kritischer TheoretikerInnen gegenüber postmodernen Ansätzen, weil diese dadurch Gefahr liefen, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Kellner selbst versteht die postmoderne Verfassung als Teil einer Entwicklung des späten Kapitalismus hin zu einem Techno-Kapitalismus, innerhalb dessen die theoretischen Verbindungen in der Analyse von Kapital, Technologie, Konsum und Kultur erneuert werden müssen. Damit assoziiert ist die Frage nach einer adäquaten Theoretisierung des Phänomens der Globalisierung (*Über die Entwicklung kritischer Theorien zur Globalisierung*, S. 110-135), wobei er selbst aber über eine Abwägung der „Globalisierung von unten“ und der oktroyierten „Globalisierung von oben“ nicht hinaus kommt.

Der zweite große Abschnitt der Sammlung – Zwischen Moderne und Postmoderne – bringt uns zurück zu seiner kritischen Auseinandersetzung mit der postmodernen französischen Theorie. Auf der Suche nach Veränderungen des Konzepts Identität in der Gesellschaftstheorie problematisiert Kellner vorweg philosophische Positionen zur Identitätsbildung in der Moderne und Postmoderne. Seiner Überzeugung nach gibt es darin starke Kontinuitäten, welche gegen den Formalismus der postmodernen Theorie zu verteidigen sind. Die Konstruktion postmoderner Identitäten am Beispiel von Miami Vice (S. 136-157) ist ein gutes Beispiel für Kellners Beschäftigung mit theoretischen Konzepten, die zuerst von philosophischen Blickwinkeln aus betrachtet werden, um sodann an alltagskulturellen Texten verdeutlicht zu werden. Kellner will gegenüber dem Nihilismus und der Gleichgültigkeit mancher postmoderner philosophischer Gesellschaftsbetrachtungen eine politische Hermeneutik errichten. Ein Beispiel dafür bietet er in der Folge, wenn er das filmische Werk des afroamerikanischen Regisseurs Spike Lee auf implizite Verbin-

dungen zum Brecht'schen Theater untersucht, und dessen Spielfilme als Moralgeschichten über und für die schwarze Minorität in den USA liest (*Die Moralgeschichten Spike Lees*, S. 158-178).

Der *Postmodernen Lebenssituation von Jugendlichen* ist der nächste Beitrag gewidmet (S. 179-186), in welchem es Kellner darum geht, die Auswirkungen einer fragilen und instabilen Lebenssituation auf die Identitätsbildungsprozesse Jugendlicher vor dem Hintergrund einer postmodernen Welt zu erhellen. Dabei skizziert er Grundzüge einer kritischen Jugendsoziologie aus der ein pädagogischer Entwurf erwächst, wie man mit den Herausforderungen und Chancen umgehen kann.

Bei dem Aufsatz *Der Triumph des Medienspektakels* (S. 187-231) handelt es um das erste Kapitel seines 2003 erschienenen Buches *Media Spectacle*. Kellner wendet sich dem Debordschen Konzept des Spektakels zu, welches er relativ frei zu seiner gegenwärtig bevorzugten Folie für die Analyse der lauten, bunten, ubiquitären Medienkultur transformiert. Die Gesellschaft des Spektakels ist das Produkt eines avancierten Kapitalismus, in der Medien zu mächtigen Akteuren des sozialen Lebens aufsteigen, in dem Kulturproduktion, Ökonomie und Politik immer enger verschmelzen. Insofern kann das Kellnersche Konstrukt des Spektakels als Neudefinition bzw. Fortsetzung der Frankfurter Kulturindustrie gesehen werden. Einem solchen Spektakel wendet er sich in *Verschönerung und Akte X – Eine diagnostische Kritik* (S. 232-263) zu. Er liest die Fernsehserie als den Versuch, diffuse gesellschaftliche Stimmungslagen und Ängste angesichts immer komplexerer lebensweltlicher Realitäten medial zu verarbeiten.

Im dritten Abschnitt schließlich – Neue Technologien, Krieg und die Herausforderungen für Demokratie und Pädagogik – wendet er sich zunächst eingehend seinen Bemühungen um eine kritische Medienkompetenz zu (*Neue Medien und neue Kompetenzen: Zur Bedeutung von Bildung im 21. Jahrhundert*, S. 264-295), und streicht im Rekurs auf Dewey die enge Verbindung von Bildung und Demokratie heraus. In *Virilio, Krieg und Technologie – Einige kritische Überlegungen* (S. 296-326) gesteht er dem französischen Medienphilosophen zu, einer der scharfsinnigsten Kritiker des medial getragenen technologischen Spektakels der jüngeren Vergangenheit zu sein, jedoch keine dialektisch konzeptualisierte Technologiepolitik vorzulegen, die eine dialek-

tische Abwägung der Möglichkeiten und Gefahren der neuen Technologien erlauben würde.

Der essayistische Text *11. September, Gesellschaftstheorie und demokratische Politik* (S. 327-349) behandelt die politische Situation in den USA nach den Terroranschlägen von New York und wird zum Plädoyer für eine Globalisierung sozialer Bewegungen. Auch der letzte Beitrag (*Baudrillard, Globalisierung und Terrorismus*, S. 341-351) hat die Anschläge von 9/11 zum Thema, welche Baudrillard zu seinen bissigsten Analysen seit langem veranlasst hätten. Er nimmt diesen Text zu dessen 75. Geburtstag zum Anlass, aktuelle politische Ereignisse vor dem Hintergrund seiner Analysefolie des Spektakels noch einmal Revue passieren zu lassen.

Der Sammelband kann zusammenfassend als panoptischer Blick auf die panoptischen Ansätze eines der inspirierendsten Theoretiker der Medienkultur bezeichnet werden. Die Übersetzungen transportieren die Reichhaltigkeit und das Engagement der Kellnerschen Sprache, ebenso wie die für Kellner typische Neigung zur Redundanz. Fast hat es den Anschein, als fürchte Kellner sich davor, irgendeine Denkrichtung aus den Augen zu verlieren, potente Konzepte zu vergessen. Im besten Fall arbeitet sich Kellner unbescheiden und jenseits orthodoxer disziplinärer Grenzen an historischen wie aktuellen philosophischen und gesellschaftstheoretischen Schulen ab.

Im schlechtesten Fall wohnt seiner terminologischen Fülle die Gefahr der Unklarheit und semantischen Überschneidung inne, lässt die oftmals eingenommene Vogelperspektive Details verschwimmen. Rainer Winters Nachwort fasst die wichtigsten Etappen und Publikationen Kellners noch einmal konzise zusammen. So bietet der Reader nicht nur einen guten Einstieg in die theoretische und politische Arbeit Kellners, sondern eignet sich auch zur Einteilung seines Schaffens in eine Bandbreite theoretischer Entwicklungen: von der Frankfurter Schule zum Britischen CCCS, von dort über die französischen Poststrukturalisten und Postmodernisten bis hin zum amerikanischen Pragmatismus lässt Kellner kein Feld unbestellt in seiner umfassenden, kontextuellen und historisch fundierten Analyse der medial durchfluteten Alltagswelt, um so sein Projekt einer Theorie der zeitgenössischen Medienkultur weiter voranzutreiben.

Marian Adolf

LUTZ HAUCKE: *Film – Künste – TV Shows. Film- und fernsehwissenschaftliche Studien. Auswahl 1978 – 2004*. Berlin: Rhombos Verlag 2005, 458 Seiten.

Lutz Haucke ist 65 geworden. Aus diesem Anlass ist im Rhombos Verlag eine Auswahl seiner Aufsätze, Artikel und auch einiger umfangreicher Rezensionen ediert worden. Diese simple Einstiegsinformation offenbart zugleich auch eine der Besonderheiten dieses Bandes, der sich massiv von anderen anlässlich von Jubiläen erscheinenden Schriften unterscheidet und symptomatisch für das Verhältnis Lutz Hauckes zur Wissenschaft und der Wissenschaft zu Lutz Haucke gelesen werden kann. Der Band ist nicht dem Antrieb von gratulierenden Fachkollegen entsprungen, sondern wurde von Haucke selbst herausgegeben. Warum das? Haucke war Redakteur der im Aufbau Verlag erscheinenden *Weimarer Beiträge*, war an der Hochschule für Film und Fernsehen Potsdam-Babelsberg, als Honorardozent an der Theaterhochschule Leipzig und vor allem Oberassistent und Dozent an der Humboldt-Universität Berlin tätig. Seine Berufung im Jahre 1985 war die erste für den Bereich Filmwissenschaft in der DDR. Nach der deutschen Wiedervereinigung und der damit einhergehenden Umgestaltung des Hochschulwesens wurde er vom Hochschullehrer zum Oberassistenten mit befristetem Vertragsverhältnis zurückgestuft. Diese Anstellung lief 1997 aus, Haucke wurde arbeitslos. Neben einer projektbezogenen Mitarbeit an der Universität Kyoto ist danach nur noch die Mitarbeit an einem Online-Journal (für welches auch die hier versammelten Beiträge aus den Jahren 2003 und 2004 ursprünglich verfasst wurden) als Form der wissenschaftlichen Publikationstätigkeit zu verzeichnen.

Es ist dies also die Aufsatzsammlung eines Wissenschaftlers, dessen Karriere einen politischen Systembruch nicht ohne beträchtlichen Schaden zu nehmen durchlaufen hat. Haucke selbst merkt in der Einleitung an, dass sich für den „modernen“ Leser das hie und da anzutreffende ideologische DDR-Vokabular, speziell bei kulturpolitischen Schlussfolgerungen, gewiss befremdlich ausnehmen müsse, es jedoch in der DDR notwendig gewesen sei, die wissenschaftliche Arbeit mit der politischen Praxis zu verbinden.

Gerade unter Berücksichtigung des in vielen Wissenschaftsdisziplinen nach wie vor gänzlich unaufgearbeiteten Verhältnisses des eigenen Faches zu seiner jeweiligen Vergangenheit – man denke an die abwehrende Begegnung der Kom-

munikationswissenschaft mit ihrer eigenen (nationalsozialistisch in Dienst genommenen) Geschichte und die daraus resultierende Aufarbeitungs- bzw. Verdrängungsdebatte – lässt sich der Wert, den diese Sammlung Hauckes – obwohl seine Studien nicht kommunikationswissenschaftlichen Charakters sind und die Lektüre nur sehr selten für unser Fach wirklich konkrete, griffige Denkangebote bereitstellt – haben kann, erkennen. Auch selbst regt er die mögliche Lesart an, das Buch als Zugang zur Wissenschaftsgeschichte der DDR zu verstehen. Man könnte noch grundsätzlicher sagen, als ein Versatzstück der Wissenschaftsgeschichte allgemein. Wissenschaft ist auch ein soziales System und damit zugleich von den Personen, aber auch den Rahmenbedingungen dieses Systems abhängig. Politische Einflüsse, zumal unter den verschärften Bedingungen von Nicht-Demokratien, der Zugang zu wissenschaftlichen Einrichtungen und die Möglichkeit von Forschung zu leben, die soziale Sicherheit der Arbeitsbedingungen, fachspezifische Ausrichtungen und Einschränkungen von institutionalisierter Wissenschaft, die Abhängigkeit von Drittmittelförderungen und Drittmittelgebern, grundsätzliche Leistungserwartungen der Gesellschaft an Wissenschaft – dies sind einige von vielen Faktoren, die mitentscheiden, was Wissenschaft ist, worauf sich die Forschung konzentriert, welche Themen auf welche Art und Weise behandelt werden, was wissenschaftliches Wissen werden kann und in welcher Form es Repräsentanz findet. Wissenschaft unterliegt Sachzwängen, selbst dann wenn sie formal frei ist, umso mehr natürlich dort, wo ihr die Autonomie vom Staat nicht zugesichert wird. Haucke musste, um seine Forschung betreiben zu können, Konzessionen an politisch Erwünschtes in der DDR machen und dies determiniert teilweise, interveniert aber jedenfalls in das, was seine Wissenschaft dann an Produkten, sprich Texten, bietet. Haucke selbst geht auf Distanz zu dieser Indienstnahme seines Denkens und weist auf eine Dissertation hin, in der 1999 zu seiner methodologischen Perspektive in den 1980er Jahren befunden wurde, dass er „kaum noch aus einer leninistisch-marxistischen Perspektive heraus“ argumentieren würde. Dies bestätigt er und verortet den Bruch mit dem Dogmatismus seiner Assistentenjahre in den 1970er Jahren. Es ist, insofern man den Band als Splitter einer Wissenschaftsgeschichte begreifen möchte, schade, dass die Auswahl erst mit 1978 einsetzt, als dieser Dogmatismus bereits überwunden gewesen sein müsste und somit die Entwicklung, die der Autor

genommen hat, nicht in aller Schärfe hier gebündelt nachvollzogen werden kann. Gleichwohl sind auch spätere Texte noch mit Bezügen zu den politischen Staatszielen der DDR, Verweisen auf das theoretische Rüstzeug, das Karl Marx dem Sozialismus gegeben hat (und auf das zu stoßen mitunter seltsam anmutet, etwa dann, wenn es in einem Aufsatz um die Samurai-Filme des Akira Kurosawa geht) oder sind zumindest deutlich mit marxistischem Jargon schwanger gegangen. Hauckes Wissenschaft war zumindest zeitweilig also Ausdruck der Erfordernisse, die das politische System in dem er tätig war an seine Arbeit gestellt hat. Mit dem Ende des Systems ändern sich Wertigkeiten. Was notwendig gewesen sein mag, wird nun mitunter als verwerflich erkannt. Über das wissenschaftliche Werk und seine auch moralische Beurteilbarkeit sagt dies für sich genommen nur wenig aus und erschließt sich erst, wenn es in einen größeren Zusammenhang gestellt wird.

In den beiden Teilen des Buches „Filmhistoriografie: methodologische Ansätze und historische Entwicklungen“ und recht offen, wie unspezifisch, „Film, Künste, Medien“ benannt, sind insgesamt 24 Texte versammelt, die größtenteils sehr spezielle Einzelthemen behandeln. Der Interessensfokus, wie auch die Theorientraditionen, die zur Anwendung gelangen, entstammen weitgehend der Theaterwissenschaft.

So wie Haucke mehrfach anführt, dass die Film- und Fernsehwissenschaft ein Baustein einer Medienwissenschaft sei, so kann dieses Buch als ein einzelner Baustein der Wissenschaftsgeschichte begriffen werden. Ein einzelner Ziegel ist am Bau nicht viel, aber einen Beitrag leistet er allemal.

Christian Schwarzenegger

MARIA MESNER (HRSG.): *Entnazifizierung zwischen politischem Anspruch, Parteienkonkurrenz und Kaltem Krieg. Das Beispiel der SPÖ*. (Mit Beiträgen von Matthew P. Berg, Maria Mesner, Sonja Niederacher, Doris Sottopietra, Theodor Venus und Maria Wirth.) Wien, München: Oldenbourg Verlag 2005. X, 362 Seiten.

60 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs und der Errichtung der Zweiten Republik ist das Thema des Umgangs mit ehemaligen NationalsozialistInnen und deren Re-Integration in die poli-

tische Kultur Österreichs durch die mit dem Wiederaufbau betrauten politischen Parteien wissenschaftlich auf Grund eingeschränkter Archivzugänge noch immer nicht restlos aufgearbeitet.

Der vorliegende Sammelband hat sich zum Ziel gesetzt, diese Lücke im Verständnis der Nachkriegsgeschichte Österreichs zumindest zu einem Teil zu schließen.

Am Beispiel der SPÖ, der Sozialdemokratischen Partei Österreichs (von 1945-1991 Sozialistische Partei Österreichs), die im April 2000 auf Initiative ihres – damals designierten – Parteivorsitzenden Alfred Gusenbauer eine Aufarbeitung des Verhältnisses der Partei zu ehemaligen NationalsozialistInnen anregte und in der Folge auch förderte¹, zeigen die AutorInnen die verschiedenen Facetten des Themas auf: Ausgehend von der Entwicklung der Entnazifizierungsgesetzgebung und der öffentlichen Wahrnehmung der Entnazifizierung werden die SPÖ-internen Debatten auf Bundes- und Länderebene pro und contra einer Integration ehemaliger ParteigängerInnen der NSDAP und die Parteipraxis hierzu dargelegt. Ebenso wird der besonderen Rolle der Parteipresse der SPÖ und ihrer HauptakteurInnen gedacht und die Rolle der „Ehemaligen“ in der Partei in Form von Zahlenmaterial und anhand von biografischen Daten greifbar gemacht. Die Einsichtnahme in – der Wissenschaft bislang kaum zugängliche – Materialien aus den Parteiarchiven der SPÖ ermöglichte es den AutorInnen, erstmals den Blickwinkel der Partei selbst in den Mittelpunkt einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise zu stellen. Vieles, was bisher über den Umgang der politischen Parteien mit ehemaligen NationalsozialistInnen, aber auch mit ExilantInnen geschrieben wurde, ist nun für die Seite der SPÖ präzisiert und durch die Auswertung vorhandenen Archivmaterials wissenschaftlich belegt worden.

Zu Beginn des Sammelbandes fasst Sonja Niederacher alles Wesentliche über die Entnazifizierungsgesetzgebung zusammen. Im Weiteren behandelt sie die öffentliche Wahrnehmung über

1 Erklärung des designierten SPÖ-Vorsitzenden Dr. Alfred Gusenbauer vom 6. April 2000 „Zur Aufarbeitung des NS-Erbes in der Zweiten Republik im Rahmen der SP-Zukunftsdiskussion“. Als Teil der Umsetzung dieser Erklärung erschienen bislang: Mesner, Maria / Reiter, Margit / Venus, Theodor: *Vermögensentzug und Restitution der SDAP/SPÖ 1934/1945ff.* Unveröffentlichter Projektendbericht, Wien 2002 (Eine Studie zu Vermögensentzug und Restitution im Kontext der österreichischen Sozialdemokratie) Neugebauer, Wolfgang / Schwarz, Peter: *Der Wille zum aufrechten Gang*. Wien 2005. (Zur Geschichte des Bundes Sozialistischer Akademiker – BSA).

Entnazifizierung, basierend auf der Berichterstattung in fünf Wiener Tageszeitungen bis zur Nationalratswahl 1949. So unterschiedlich die Wahlwerbung der einzelnen Parteien und der Kampf um jede Wählerstimme sonst auch geführt wurde, mit Anschuldigungen, Diffamierungen oder Angriffen auf die politischen Gegner und deren Opportunismus in der Entnazifizierungsfrage versuchten alle Parteien gleichermaßen, die Glaubwürdigkeit der jeweils Anderen zu diskreditieren und das eigene Stimmenpotential zu maximieren. Der SPÖ-internen Diskussion über die Entnazifizierung widmet sich Maria Mesner in ihrem Beitrag. Ihre Auswertung der Parteivorstandsprotokolle spiegelt die gesamte Zwiespältigkeit wieder, der die SPÖ als wahlwerbende Partei ausgesetzt war: Schon nach dem Wahlergebnis vom November 1945 herrschte in der SPÖ-Führung Klarheit darüber, dass eine strenge Vorgehensweise gegen Personen mit „bloßer“ Mitgliedschaft in der NSDAP letztlich potentielle WählerInnen abschrecken und nicht die Zustimmung einer Mehrheit im Volk finden würde. Im Dezember 1945 kündigte Parteiboss Adolf Schärf im Parteivorstand unwidersprochen an, gemeinsam mit der ÖVP an einer Lockerung des Verbotsgesetzes arbeiten zu wollen. Die Position der VertreterInnen einer harten Linie in der SPÖ gegen die „Ehemaligen“ verschlechterte sich somit schlagartig. Nicht zu übersehen ist, dass im Bewusstsein mancher SPÖ-Funktionäre die Entnazifizierung immer nur „eine halbe Sache“ sein konnte: Ereignisse, unter denen die SPÖ und ihre Funktionäre während des Ständestaates zu leiden hatten, blieben davon unberührt. Die Verbitterung darüber machte sich letztlich in einer Art Relativierung Luft, wie die Aussage eines der Gründer der Zweiten Republik, Karl Renner, im Oktober 1945 in einer Parteivorstandssitzung zeigt: So brachte er zum Ausdruck, „daß ihm, wenn die außenpolitische Auswirkung nicht dagewesen wäre, der braune Faschismus lieber als der schwarze gewesen wäre“. (S. 74) In dem Ausmaß, in dem die Aushöhlung der Verbotsgesetze voranschritt, wandelte sich auch die Einstellung der SPÖ zur Entnazifizierungsfrage: Vom beginnenden Kalten Krieg zwischen den Supermächten USA und UdSSR unmittelbar betroffen, gewann der Kampf gegen den Kommunismus auch in der SPÖ sehr rasch an Boden und wurde mit mehr Einsatz geführt als jener gegen nationalsozialistische Ideologien.

Innerparteilich setzten sich die Befürworter einer Sicht Österreichs als erstes „Opfer“ nationalsozia-

listischer Aggression um Innenminister Oskar Helmer durch. An die Adresse des Chefredakteurs der *Arbeiter-Zeitung*, Oscar Pollak, einem ausgewiesenen Befürworter einer Fortsetzung der Entnazifizierungspolitik, gerichtet, forderte Helmer Anfang Oktober 1946, dass die „Parteipresse alle Äußerungen unterlassen soll, die ehemalige Frontsoldaten herabsetzen oder bekämpfen könnten“, um diese als „Opfer“ eines an sich abzulehnenden Systems „persönlich unbehelligt zu lassen“. (S. 76)

Auf der Ebene der Länder lässt die Aufarbeitung der Parteiquellen der SPÖ durch Doris Sottopietra und Maria Wirth ein gewisses Ost-West-Gefälle erkennen: Je größer die geographische Entfernung von Wien, desto mehr Toleranz scheint ehemaligen NationalsozialistInnen gegenüber ausgeübt worden zu sein. Die beiden Autorinnen bieten dafür auf Grundlage ihrer Quellen unterschiedliche Erklärungsmöglichkeiten an: Zum einen steht die Behauptung im Raum, dass im Westen Österreichs der Druck auf den Einzelnen/die Einzelne, der NSDAP beizutreten, größer gewesen sei. Demgegenüber steht die Tatsache, dass schon in der Ersten Republik der Organisationsgrad der SPÖ in den westlichen Bundesländern – im Vergleich zu den Netzwerken und Personalressourcen der ÖVP – geringer war. Die Integration ehemaliger NSDAP-Mitglieder bot nicht nur die Chance, qualifizierte Personen an die Partei zu binden, sondern ebenso einen Aufholprozess gegenüber dem politischen Mitbewerber in die Wege zu leiten. Im Wettstreit zwischen Moral und Wählerstimmen obsiegte so der Pragmatismus. Dem Zwang zur pragmatischen Vorgehensweise ordnete sich letztlich auch die Entnazifizierungspraxis innerhalb der SPÖ unter, wie Matthew P. Berg in seinem Beitrag deutlich macht. Das allgemeine (Wieder-)Aufnahmeverbot für Parteimitglieder aus der Ersten Republik, die der NSDAP beigetreten waren, wurde infolge vieler Anfragen belasteter Personen um einen Parteibeitritt durch spezielle Verfahren der Einzelbeurteilung von (Wieder-) Aufnahmeansuchen aufgeweicht. Berg zeigt anhand ausgewählter Beispiele die Vorgehensweise bei Rehabilitierungen auf. Für die Parteigremien stand bald schon nicht mehr die Frage „Was ist schuldhaft?“, sondern „Was kostet Wählerstimmen?“ im Vordergrund. Ein anonymes Autor brachte es in einem Schreiben an den Parteivorstand schon 1945 auf den Punkt: „Glaubt ihr, dass die anderen Familienmitglieder [...] die SPÖ [...] wählen werden? Da täuscht ihr Euch. [...] Für das haben wir so viele Jahre gekämpft?“. (S. 179)

Mit den Kontinuitäten und Brüchen in der sozialdemokratischen Tagespresse befasst sich Theodor Venus. Sein Beitrag spannt den Bogen von der reichhaltigen Presse der Sozialdemokratie zu Beginn der 30er Jahre, ihrem Verbot während des Ständestaates, gefolgt vom aktiven Widerstand und der Flucht ins Exil vieler namhafter RedakteurInnen, darunter auch die Chefredakteure der *Arbeiter-Zeitung* und des *Kleinen Blattes*, Oscar Pollak und Julius Braunthal, bis hin zur Wiedererrichtung einer freien sozialdemokratischen Presse, zunächst noch unter der Kontrolle der Alliierten.

Der Rückholung Pollaks im September 1945 aus dem Londoner Exil und ihrer Folgen für die *Arbeiter-Zeitung* wird besonderes Augenmerk gewidmet: Pollak erhielt vom Parteivorstand alle Rechte, die Redaktion der *Arbeiter-Zeitung* nach seinen Vorstellungen zu besetzen. Pollak zögerte nicht lange und entfernte alle RedakteurInnen, die von 1934 bis 1945 für eine „schwarze oder braune Zeitung“ tätig gewesen waren. Die Hoffnungen von fast drei Vierteln der RedakteurInnen der *Arbeiter-Zeitung*, die – meist aus „rassischen Gründen“ – emigriert waren, auf eine Rückholung nach Österreich, wurden allerdings enttäuscht. Nicht nur Schärf und Helmer verhinderten – aus grundsätzlichen Erwägungen heraus – die Rückkehr von ExilantInnen, auch Pollak selbst zeigte, wohl aufgrund von persönlichen Differenzen, wenig Interesse an einem Teil der ehemaligen MitarbeiterInnen. In Wien gelang es Oscar Pollak, seine Personalwünsche durchzusetzen; in den Bundesländern ging die „Entnazifizierung der SPÖ-Parteipresse“ nicht ohne weiteres von staten. In der Steiermark wurde der Deutschnationale Heinz Paller, obwohl seine weltanschauliche Prägung wie auch seine journalistische Tätigkeit nach 1934 bekannt waren, mit Rückendeckung des steiermärkischen SPÖ-Parteivorstandes zum Chefredakteur der *Neuen Zeit* bestellt. Selbst als die KPÖ-Presse Vorwürfe gegen Paller erhob, hielt die Partei an ihm fest. Der Kalte Krieg warf auch in diesem Konflikt um einen Chefredakteur seinen Schatten voraus und ließ die Bedrohung durch den Kommunismus akuter erscheinen als durch die nationalsozialistische Ideologie.

Mit der Frage, wie hoch der Anteil ehemaliger NationalsozialistInnen im Funktionärskader der SPÖ (Parteivorstandsmitglieder, MinisterInnen, Landesregierungsmitglieder, Abgeordnete zum Nationalrat, Bundesrat und zu den Landtagen) tatsächlich einzuschätzen sei und welche Rolle diesen zugekommen sei, beschäftigen sich Doris Sottopietra und Maria Wirth in einem letzten

Beitrag. Ihren Recherchen zufolge ist unter den oben genannten Funktionären in der SPÖ mit einem Anteil ehemaliger Parteiangehöriger der NSDAP von rund 10 Prozent zu rechnen – von „minderbelasteten“ MitläuferInnen bis zu „Schwerbelasteten“. Stichprobenvergleiche mit Bundes- und Nationalratsabgeordneten der SPÖ und ÖVP lassen vermuten, dass ein ähnliches Zahlenverhältnis auch für die ÖVP anzunehmen ist.

Die nachfolgende qualitative Untersuchung setzt sich in biographischen Skizzen mit ehemaligen NationalsozialistInnen auseinander, die nach 1945 in der SPÖ Karriere gemacht haben. Das reichhaltige Material zeigt anschaulich, welche Möglichkeiten „Ehemaligen“ in der Partei offen standen. Bereits legendär sind die Minister der Regierungen Bruno Kreiskys, die Mitglieder der NSDAP waren: Otto Rösch, 13 Jahre lang Innen- und Verteidigungsminister; die Landwirtschaftsminister Hans Öllinger und Oskar Weihs; Hans Czettel, Innenminister von 1964 bis 1966; Bautenminister Josef Moser und Verkehrsminister Erwin Frühbauer. Wiederholt macht die Lektüre deutlich, dass die NS-Vergangenheit vieler ihrer FunktionärInnen für die Partei zumeist erst dann zu einem Thema wurde, wenn dies von außen an die Partei herangetragen wurde. Dass in der Regel der Versuch unternommen wurde, sich einem Diskurs durch Dementis, Gegenangriffe oder ähnlichem zu entziehen, ist allgemein bekannt.

Es zeigt die Defizite auf, die bis heute die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit Österreichs begleiten. Die SPÖ hat die NS-Vergangenheit ihrer FunktionärInnen stets losgelöst von der grundsätzlichen Frage des Umgangs mit dem Nationalsozialismus behandelt. Beide Fragen wurden bis in die jüngste Vergangenheit als getrennte Problemfelder gesehen und behandelt. Vor diesem geschichtlichen Hintergrund ist der Umschwung, den die SPÖ mit dem Beschluss des Parteivorstandes in Bezug auf die Aufarbeitung dieses umstrittenen Teils ihrer Parteigeschichte eingeleitet hat, umso bemerkenswerter. Es ist zu hoffen, dass dies allgemein dazu beiträgt, nicht einen Schlussstrich unter die Beschäftigung mit einem lange vernachlässigten Aspekt der Nachkriegs-Parteiengeschichte Österreichs zu ziehen, sondern vielmehr den Dialog darüber ernsthaft zu eröffnen, weil – wie es der Direktor des Renner-Instituts, Karl A. Duffek, in seinem Vorwort ausdrücklich hervorhebt – „viele noch der Aufarbeitung harrt“.

Norbert P. Feldinger

MIRKO MARR: *Internetzugang und politische Informiertheit*. Konstanz: UVK 2005, 256 Seiten.

WWW – drei Buchstaben, viele (enttäuschte und erfüllte) Hoffnungen, viele Fragen. Die Mär vom herrschaftsfrei funktionierenden Medium mit schier grenzenlosen Folgen für die Verfasstheit politischer Information und deren Distribution blieb eine solche. Die sich in ihrer Goldgräberstimmung gegenseitig in politisch-demokratischen Heilsversprechen übertreffenden Apologeten des Internetzeitalters räumten die Bühne und angesichts der „Turbo“-Kommerzialisierung des Internets (mit allen Vor- und Nachteilen) verpufften die (durchaus hehren) Ideen und Ideale vom weltweiten Netz, das allen ermöglichen sollte, sich umfassend und ungefiltert Informationen zur politisch-demokratischen Teilhabe zu organisieren.

Dass das Internet im Sinn politischer Information nur beschränkt funktioniert, krankt nämlich durchaus auch am Wollen und an der Inanspruchnahme der UserInnen, erkennt Mirko Marr, Oberassistent am Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung der Universität Zürich (IMPZ) in seiner 2005 publizierten Dissertation. Er kommt in der theoretisch und empirisch breit angelegten Studie zum (vereinfachten) Schluss, dass sich zwar in der Tat die berühmte „digital divide“ durch die Gesellschaften zieht, diese jedoch nicht auf die simple These „Je weniger Internetzugang, desto breiter die digitale Spaltung“ zurückgeführt werden kann.

Marr operiert mit einem erweiterten Ansatz, der unterschiedliche Perspektiven einer möglichen Spaltung in Betracht zieht. Ausgangspunkt ist die durch mehrere Studien fundierte Beobachtung, dass die Ausbreitung der Informations- und Kommunikationstechnologien innerhalb einer Gesellschaft (und zwischen Ländern) unregelmäßig verläuft. Das weckt die Befürchtungen der Herausbildung einer „digital divide“ – einerseits dahingehend, dass die Ausbreitung des Internet über privilegierte Personengruppen einer Gesellschaft nicht hinausreicht, andererseits diese Entwicklung sich sozusagen hochtransformiert, also die Verfügbarkeit des Internets sozial Privilegierten Vorteile verschafft, welche die bereits bestehende Kluft zusätzlich weiten.

Obwohl bei politischen Verantwortungsträgern angesichts der furchteinflößenden Diktion von

der „digitalen Spaltung“ die Alarmglocken schrillten und in einer Panikreaktion und mit höchst unterschiedlichen politisch-gesellschaftlichen Ansinnen im Hintergrund medienwirksam Finanzmittel in den Ausbau technisch-infrastruktureller Maßnahmen gepumpt wurden, ist das Interesse an der „digital divide“ inzwischen verschwunden, die Kluft jedoch bestehen geblieben. Die Fördermaßnahmen wurden bislang primär auf die Frage des technologisch-infrastrukturellen Zugangs beschränkt. Die Problemlage veränderte sich kaum. „Die Annahme, dass der Zugang zum Internet tatsächlich einen relevanten Effekt macht, wird innerhalb der Forschung zur digitalen Spaltung (...) bislang zwar als plausibel vorausgesetzt, allerdings nur unzureichend begründet und allenfalls sporadisch einem empirischen Test unterzogen.“ (S. 13).

Hier setzt die Marrsche Untersuchung an: Er splittet die Ursachenforschung für diesen als gegeben vorausgesetzten sozial-technologischen Circulus viciosus in eine methodisch-theoretische Multi-Dimensionalität, welche die Debatte von einem Existenznachweis weg- und zu einer Deutung deren sozialer Aspekte hinlenkt. Als Testfeld wählt der Autor den Einfluss des Internets auf die politische Informiertheit, die als Grundvoraussetzung gilt, selbstbestimmt am politischen Prozess partizipieren zu können. In seiner zentralen Frage konzentriert sich Mirko Marr auf die Folgen der Zugangsdisparitäten für die Verteilung dieser Ressource. Wäre das Internet in der Lage, Defizite in der politischen Informiertheit aufzuheben oder zumindest zu reduzieren, berge dies insofern soziale Relevanz, als „Zugangsklüfte“ und Exklusionen realiter soziale Benachteiligungen mit sich brächten. Marr ist die Bedeutung ausgewogener politischer Informiertheit angesichts der durch direktdemokratische Entscheidungsprozesse geprägten Gesellschaft der Schweiz durchaus vertraut.

Damit adressiert der Autor eine wissenschaftliche Lücke in der Erforschung digitaler Lückenhaftigkeit: Welche Unterschiede machen digitale Klüfte? Einen Grundgedanke der Erweiterung des Problemverständnisses macht Marr in der Annahme fest, „dass eine digitale Spaltung sich nicht an der ungleichmäßigen Verbreitung des Internets, sondern an der durch diese Implementierungsdisparitäten ausgelösten Verschiebung der Ressourcenverteilung bemessen lässt.“ (S. 228)

Seinen daraus bestimmten Ansatz – eine Kombi-

nation aus Implementierungs- und Privilegierungsthese – überprüft Mirko Marr aufwändig und umfangreich in detailreicher Erklärung des Dreischritts in seiner Forschung. In einer ersten Analyse eruiert Marr die Folgen der Zugangsdisparitäten für die Verteilung der politischen Informiertheit innerhalb der Bevölkerung eines Landes, im zweiten Schritt verortet er die Ergebnisse in einem theoretischen Bezugsrahmen. Der dritte und letzte Schritt überprüft die Haltbarkeit des derart umfassten Bedrohungsszenarios mittels eines Querschnittsvergleichs zwischen Internetusern und Nicht-Usern. Besonderes Augenmerk schenkt Marr dabei der Frage, inwieweit tatsächlich das Internet für einen eventuellen Informationsvorsprung der User verantwortlich ist und inwieweit ausgeschlossen werden kann, dass ungleichmäßige Verbreitung die signifikanten Unterschiede zu verantworten hat.

Marr schlussfolgert aus seiner Untersuchung, dass ein Gutteil der Kluft darauf zurückzuführen ist, dass jene Personen, die sich für die Integration neuer Technologien in den eigenen Alltag interessieren, auch jene sind, die tendenziell einen höheren politischen Informationsstand aufweisen. Das per se entspricht noch nicht dem Wert der Forschung Marrs. Sein Forschungsinteresse erstreckt sich weiter und er fragt, „inwiefern dieser ursprüngliche Ressourcenvorsprung der Onliner durch den Zugang zum Internet verstärkt und damit der Abstand zu den Nicht-Nutzern vergrößert wird.“ (S. 229).

Die Ergebnisse der empirischen Studie: Wie die Konfrontation mit empirischen Internet-Nutzungsdaten aus der Schweiz vermuten lässt, wird ein erheblicher Teil der Bevölkerung auch in Zukunft nicht mit dem Internet in Berührung kommen – dabei handelt es sich vor allem um weniger Gebildete, Einkommensschwache und Ältere. Aus den Daten geht auch hervor, dass Internetuser empirisch belegt politisch aktiver sind, ihre politischen Einflussmöglichkeiten generell besser beurteilen und eine höhere Medienkompetenz an den Tag legen als Nichtnutzer.

Das Internet an sich dürfte allerdings für Fragen der politischen Informiertheit keine bzw. nur eine untergeordnete Rolle spielen: Für politische Information wird es kaum genutzt, im Vergleich zu anderen Massenmedien bleibt das WWW in dieser Nutzungsausgestaltung weit hintennach. „Die Übernahme des Internets (...) trifft auf eine Reihe von mentalen und motivationalen Barrieren, ist mithin also nicht nur ein Problem des

Nicht-Könnens, sondern auch ein Problem des Nicht-Wollens.“ (S. 232). Somit gründet die „digital divide“ wohl nicht nur (aber wohl auch!) in der mangelnden infrastrukturellen Förderung.

Im Sinn eines erweiterten Problemverständnisses lässt sich folglich eine digitale Spaltung nicht allein am Faktor des Vorhandenseins eines Internetzugangs festmachen. Das Internet bzw. die Unterschiede in den Zugangsmöglichkeiten allein sind nicht die entscheidenden Faktoren für eine Verstärkung der Ressourcenungleichheit. Zumindest nicht für Fragen der politischen Informiertheit – für andere Felder will Marr keine Aussage treffen.

Marrs Untersuchung ist insofern als wissenschaftlicher Gewinn einzuschätzen, als er das viel zu oft eindimensional gezeichnete Bild von der Wissenskluft um bislang wenig beachtete Dimensionen erweitert und das Bild mit Farben füllt. Selbst wenn die Forschung zur „digital divide“ methodisch ein diffiziles und vor allem inkongruentes Feld darstellt, wagt Marr es zu bestellen und räumt selbstkritisch ein, dass sein Erkenntnisgewinn nur als Teilerfolg erachtet werden kann. Denn wie wir mittlerweile wissen, sucht die breite Internet-Usergemeinde viel häufiger nach „Sex“ und „Ringtones“ denn nach „Schüssel“, „Gusenbauer“ bzw. den eidgenössischen Pendants.

Trotz aller Positiva der Studie sei Kritik am Lektorat erlaubt, das auch abseits üblicher Differenzen zwischen der schweizerischen und der österreichisch-deutschen Auslegung der Orthografie gravierende Mängel zeigt: Möge der Meinungsaustausch um die „digital divide“ noch so scharf geführt werden, zu „Diskussionen“ sollte dies dennoch nicht führen.

Klaus Kienesberger

GUIDO ZURSTIEGE: *Zwischen Kritik und Faszination. Was wir beobachten, wenn wir die Werbung beobachten, wie sie die Gesellschaft beobachtet.* Köln: Herbert van Halem Verlag 2005, 344 Seiten.

Die Habilitationsschrift von Guido Zurstiege aus dem Jahr 2003 ist im abgelaufenen Jahr nun als wunderschön aufgemachtes Buch im, für seine treffliche Gestaltung inzwischen bekannten, Halem Verlag erschienen. Ambition und Anspruch Zurstieges sind kaum hoch genug zu

schätzen. Er diagnostiziert einen Mangel an systematischer Theoretisierung der Werbung als Erkenntnisgegenstand und Beobachtungsfeld der Kommunikationswissenschaft. Werbung, so der Aufriss des Themas, wird in vielen wissenschaftlichen Disziplinen unterschiedlich diskutiert. Gerade die Kommunikationswissenschaft aber tut sich schwer, sich ihr als eigenständigem Fachbereich zu widmen, was dazu führt, dass sie in den meisten Curricula von kommunikationswissenschaftlichen Studiengängen zwar behandelt wird, aber eben nur am Rande mitbehandelt. Sowohl die Kritiker als auch die Affirmanten der Werbung wären sich in ihren Verdammungen oder Hymnen darin einig, dass Werbung wirkt. Dadurch wird sie vor allem zum Objekt der Praxis, wodurch eine ausführliche Theoretisierungsnotwendigkeit vielfach übersehen wird. Gleichzeitig würde von der Praxis aber die Werbeforschung als „zu spät“, als an den Problemstellungen der täglichen Praxis vorbei gehend, kurzum als obsolet begriffen. Damit hätten Praktiker nach ihrem Verständnis weitgehend Recht, – so wird hier in vermutbarer Nähe zum Gedanken von Sybille Krämer, wonach Medien und Kommunikationsmittel in ihrem Gebrauch ihr eigener blinder Fleck sind und auf den Zurstiege an späterer Stelle verweist – die Praxis zum blinden Fleck der Werbeforschung erklärt. Aber – und hier argumentiert Zurstiege genau diametral entgegen der Position jener Praktiker, die diesen Ruf sonst oft erheben – nicht weil sie die Praxis nicht erblicken könne, sondern gerade weil die Werbeforschung ihren Blick niemals von der Praxis abwende, sie ständig im Blick behalte und somit durch mangelnde Distanz zum Blickfeld dessen Ränder auch nicht betrachten könne.

Diese Schrift versucht nun diesen blinden Fleck auszuleuchten und der Werbung einen Grundstein für eine künftige theoretische Erschließung als eigenständiges Funktionssystem gesellschaftlicher Kommunikation mit eigenen Maßstäben zu legen. Die Hauptfrage lautet dabei nicht „Was ist Werbung“ sondern „Wie funktioniert Werbung für uns“. Medienangebote, so geht der Gedanke weiter, sind dabei die „symbolischen Orte“ an denen diese Frage Gestalt annimmt. Ist von der Werbung die Rede, so wird in aller Regel auf Werbedarstellungen bzw. Werbepäsentation in Medienangeboten Bezug genommen. Diese Angebote sind jeweils nur in den entsprechenden Kontexten, in denen sie stehen, verständlich, und in diese Kontexte werden sie nach professionellen Regeln gestellt. Dabei sind Parallelen zum Journalismus zu erkennen: Dort werden Hypothesen

über die Wirklichkeit entworfen und diese dann, als vermeintlich den Ereignissen eingeschriebene Nachrichtenwerte, zur Konstruktion dieser Wirklichkeit durch die Medien verwendet, ohne zu erkennen, dass auch die Hypothesen über die Wirklichkeit nur autologische Konstruktionen dessen sind, was sie zu beschreiben vorgeben. Ebenso folgt auch die Werbung Konstruktionskriterien, die aus Hypothesen über die Wirklichkeit bzw. die Wirklichkeit dessen, was Werbung sein soll, abgeleitet werden. Der Unterschied mit dem diese jeweils auf Konstruktionsregelwerk basierenden Entwürfe beurteilt werden, beruht letztlich auf den Aufmerksamkeitsansprüchen und Erwartungshaltungen mit denen die Rezipienten den Medienangeboten begegnen. Diese in Aufmerksamkeitsansprüchen unterscheidbare Gemeinsamkeit der beiden genannten, aber auch anderer Formen medienvermittelter Kommunikation – für die sich die Kommunikationswissenschaft zuständig erklärt – lässt es sinnvoll erscheinen, ebendiese Formen medienvermittelter Kommunikation als je eigenständige Teile eines gemeinsamen Komplexes zu beschreiben. Die unterschiedlichen Aufmerksamkeitsansprüche mit denen Journalismus und Werbung begegnet wird, ebenso wie die beiden Konstruktionsinstanzen gänzlich different beurteilt werden, erscheint umso spannender, wenn man bedenkt, dass beide Bereiche nicht nur wirtschaftlich aufs Engste miteinander verflochten sind, sondern auch inhaltlich ineinander greifen. Faktisch sind sie einander eingeschrieben, rhythmisieren sich gegenseitig, machen die Zuweisung unterschiedlicher Aufmerksamkeiten durch ihren Wechsel steuer- bzw. erkennbar.

Zurück zur Theoretisierung. Zurstiege behauptet selbstredend nicht, dass die Werbung bislang überhaupt nicht Gegenstand von theoretischer Reflexion geworden wäre, ausgewählte theoretische Facetten zeichnet er entsprechend auch in den Abschnitten *Geschichtsdiskurse* und *Diskursgeschichten* nach. Unterschiedliche Theorieansätze, so divergent und wechselseitig exklusiv sie auch erscheinen mögen, sind oft nur solange unvereinbar, solange man nicht bereit ist die a priori geschwungene paradigmatische Klammer zu verlassen. Ist die Bereitschaft vorhanden, aus dem Paradigma zu treten, so erweisen sich auch unterschiedliche Ansätze auf den Untersuchungsgegenstand bezogen, als hochgradig funktional. Statt der „Einfalt“ singulärer Theorieentwürfe ermöglicht die Zusammenschau der Theorien-Vielfalt für das Betrachtungsfeld Perspektiven zu eröffnen und bildet Teile eines umfassenden Erklärungszu-

sammenhanges. Der Anspruch des Autors ist es also nicht, Sonderperspektiven nachzuspüren und diese einzeln in der Diskussion abzuhandeln, sondern bemüht sich um eine systematische Varianz von Beobachterperspektiven. Das heißt, dass in einer Beobachtung zweiter Ordnung versucht wird, charakteristische Unterschiede der Einzelbeobachtungen herauszuarbeiten, um so eine Ordnungsinstanz für den Diskurs aufbereiten zu können. Seine eigene theoretische Sichtweise, die herausgearbeitet wird, ist wenig überraschend, die einer mit Konstruktivismus geladenen Systemtheorie, in kontrastreich gestalteter Orientierung an Luhmann sowie mit weniger Gegenfarben, aber doch auch feinen Zuspitzungen und Abweichungen gezeichnet, an Siegfried J. Schmidt.

Auf dem ganzen Weg durch diese Schrift verweist Zurstiege immer wieder auf den Quell Schmidt-scher Gedanken, vermag dabei aber immer, nicht nur daraus zu schöpfen, sondern einzutauchen und, wie erlesene Teeblätter im Wasser, Geschmack und Färbung der Gedanken seine ganz spezielle Prägung zu geben.

Der Systematisierung des Diskurses widmet sich auch der nächste Abschnitt des Buches, unter allerdings nochmals erschwerten Bedingungen. Nach dem Streifzug durch die Theorienlandschaft, in der unter zahlreichen anderen Aspekten der Strukturwandel der Öffentlichkeit sowie die Kritiken von Adorno, Horkheimer und speziell Marcuse Erwähnung finden, ist es nun der Diskurs der anwendungsorientierten Werbe(wirkungs)forschung. Auch hier lässt sich, im Vergleich der Werbung mit anderen potentiell wirkmächtigen Kommunikationsinhalten, ein klarer Rückstand der Werbeforschung in der Kommunikationswissenschaft (etwa gegenüber der Befassung mit den Wirkpotentialen von Gewaltdarstellungen) ausmachen. Es gibt keinen homogenen kommunikationswissenschaftlichen Werbediskurs im engeren Sinn, befindet Zurstiege demnach, und unternimmt selbst den Versuch, aus den losen einzelnen Befunden zur Werbung einen „fiktiven homogenen Werbediskurs“ zu re-konstruieren (sic) und somit eine Grundlegung für einen künftigen Werbediskurs zu bewerkstelligen. Die Werbeforschung in der Kommunikationswissenschaft befasst sich bisher vor allem mit dem Arbeitsverlauf, der Abwicklung der Werbung, vielleicht noch inhaltsanalytisch mit dem, was gezeigt wird. Nah bei Kai-Uwe Hellmann wird Werbung hier als die Anbahnung sozialer Beziehung unter den Bedingungen eines anonymisierten Massenmarktes verstanden. Die Forschung jedoch fokussiert dennoch auf die Werbemittel

und nicht auf die Funktion und Funktionsweise dieser Beziehung: Wie wird mit Werbung umgegangen, bzw. – um auf Zurstieges wiederkehrende Grundfrage zu verweisen – „Wie funktioniert Werbung für uns?“ Werbung wird im folgenden als Kommunikation im Vorübergehen, als Kommunikation im Augenwinkel beschrieben, die an Erinnerungspotentiale und narrative Grundmuster appelliert und somit auf die Mithilfe oder Komplizenschaft des Publikums angewiesen ist, um verständlich zu sein. Werbung ist *kalkulierte Enttäuschung*, das heißt, sie bedient sich Grundnarrativa um mit Konventionen dieser Erzählstrukturen zu brechen, sie braucht Konventionen für den Konventionsbruch, der in seinem Vollzug durch die Werbung als Methode konventionell wird. Konventionen und ihre veränderte Akzeptanz unter verschiedenen Gruppen und damit auch die Adressierbarkeit an die Gruppe lassen sich mitunter durch die Hilfeebene des *Zeitgeistes* ableiten. Zurstiege verweist auf vier unterschiedliche Sichtweisen des Verhältnisses zwischen Werbung und Gesellschaft, der der Zeitgeist entspringt oder entspricht: Jene, wonach die Werbung ein Spiegel der Gesellschaft sei und zuverlässig Auskunft über Denk- und Lebensgewohnheiten geben könne. Jene, wonach Werbung versucht den Zeitgeist zu instrumentalisieren und ihm doch stets hinterherhinken muss. Jene, wonach Werbung Zeitgeist sowohl produzieren als auch reproduzieren würde, und schließlich jene, wonach Werbung gerade nicht dem Zeitgeist folgen dürfe, sondern um gut zu sein, zeitlos zu sein habe. Wieder unternimmt Zurstiege hier den Abstraktionsschritt in eine distanziertere Beobachterposition, um die gemeinsame Grunddisposition hinter genannten Standpunkten zu erkennen: Die Annahme, dass die Gesellschaft und die darin existenten Denkkollektive *tatsächlich beobachtbar* seien.

Instanz der Beobachtung sind in erster Linie die Massenmedien und so auch wieder die Beobachtung der eigenen Hypothesen über Wirklichkeit. Zeitgeist ist allerdings freilich schwer direkt und im Momentum beobachtbar. Die Frage was genau *jetzt* Zeitgeist ist, ist kaum zu beantworten. Leichter ist es daher, auf vergangenen Zeitgeist zu replizieren, und durch Differenz zu diesem Zeitgeist den Gegenstand der Werbung mit Bedeutungen in Verbindung zu setzen.

Werbung ist *fürsorgliche Belagerung*, beschreibt Zurstiege mit einem Romantitel von Heinrich Böll, sie wird für uns gemacht und verwendet uns zugleich auch als Mittel zu ihrem Zweck. Die wichtigste Funktion der Werbung bestünde, darin

die Menschen an ihren Geschmack zu erinnern; dem Begehren Anerkennung zu schaffen, nicht Bedürfnisse zu befriedigen. *Die Pflicht zum Konsum wird als Recht auf Glück maskiert* und gleichzeitig werden reichlich Gelegenheiten geboten um dieses Glück auszuleben, werden Kaufanlässe geschaffen und die Werbung bestätigt a priori und ex post die Richtigkeit der Kaufentscheidung. Sie bietet Verführung und Absolution im Sinne einer doppelten Rechtfertigung des konsumierten Konsums. Sich den Kaufanlässen zu entziehen erzwingt Begründungsarbeit, „wer Freunde hat und trotzdem zu Weihnachten nichts schenkt, kann nicht anders als eine Überzeugung daraus zu machen“ spitzt es Zurstiege zu. Gleichzeitig werden Wahlmöglichkeiten für den Kauf angeboten, die vor allem Gedanken an Alternativen unterbinden. So wird die Alternative zu Coca-Cola nicht Wasser sondern Pepsi, jene zu McDonald's nicht Knäckebrot sondern Burger King. Doch was ist noch einmal das Ziel der Theoretisierung der Werbung als kommunikationswissenschaftliche Erschließungsgröße? Zurstiege spricht sich energisch gegen die oftmals so ignorant konstruierte Gegensätzlichkeit von Theorie und Praxis aus, denn jede Theorie hat ihre Praxis, ebenso wie jede Praxis ihre Theorie hat, wenn auch nicht immer eine sonderlich tief reflektierte. Die Praxis der Werbeforschung ist eine ganz andere als die Praxis der Werbedurchführung – und muss auch etwas anderes sein. Dies ist ein häufiges Missver-

ständnis von Praktikern, die der Forschung Relevanz für ihre erlebte Praxis absprechen wollen, aber auch von Studienanfängern in kommunikationswissenschaftlichen Fächern. Die Praxis der Forschung unterscheidet sich von der ausführenden Praxis, ist aber dennoch eine taugliche Beobachtungs- und Erklärinstanz. Im Sinne des eingangs formulierten blinden Flecks, gerade weil sie ihren Blick auf anderes richten kann als das die Praxis selbst tut. Die Praxis ist ihr eigener blinder Fleck und die Forschung eine externe Instanz um diesen zu beschauen. Ein reflektierender Beobachter, dessen Reflexionen die Praxis bereichern können.

Werber werben zunächst immer auch für sich selbst. So ist Zurstiege stilistisch immer nah an seinem Thema. Er versteht es nicht nur dicht zu argumentieren sondern diese Argumente auch gut zu verkaufen. Alles was sich überhaupt sagen lässt, lässt sich klar sagen, wusste Wittgenstein. Es lässt sich klar sagen und so, dass es auch noch gut dabei klingt, zeigt dieses Buch. Die erkennbare Freude an der guten Formulierung überwiegt dabei aber niemals die sachliche Fundiertheit mit der hier gesprochen wird. Sie dient nicht der Ablenkung vom aufgewärmten Altbekannten, sondern als Transportvehikel für angenehm erfrischende und frische Gedanken. Die Kritik schließt mit Faszination.

Christian Schwarzenegger

Notizen

Mit freundlicher Unterstützung von



20 Jahre

medien & zeit

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart



**Sonderheft 2006 zum Jubiläum
20 Jahre *medien & zeit* mit
Register aller Beiträge und
AutorInnen 1986–2005**

Zu beziehen zum Einzelheftpreis
von € 4,80 (exkl. Versand) über

abo@medienundzeit.at

oder

www.medienundzeit.at

herausgegeben vom „Arbeitskreis für Historische Kommunikationsforschung (AHK)“
1180 Wien, Schopenhauerstraße 32, Postfach 442

Jahresabonnement (4 Hefte) für Studierende nur 12,80 € (Normalpreis 17,60 €)!

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

ZN: 02Z033628 M

medien & zeit

A-1180 Wien, Postfach 442

P.b.b.,
Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien

